This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07573901 5

Nstm A 77.
2-10-1909

Ein neues

Novellenbuch

von

Hans Arnold. = pseud. of Babette (Eberty) von Buchau

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1886.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
474685
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1906

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meinen Nichten

Charlotte und Elisabeth Stobbe

zugeeignet.

Inhalt.

Seite

Die Gesellschaft 1

Der gebrauchte Flügel 53

Verzaubert 77

Ein Rendezvous 165

Pauls Geburtstag 211

„Kinder, was ist denn nächste Woche bei Bernaus los?“ sagte der Leutnant Zettritz und zog sich die Handschuhe an, um nach beendetem Mittagsmahle im Kasino den Heimweg anzutreten. „Weiß jemand etwas Näheres?“

Die anderen Herren saßen noch in Gruppen, teils beim Whist, teils an dem runden, mit Büchern und Zeitschriften bedeckten Tisch zusammen — man aß aus dienstlichen Rücksichten ziemlich früh am Tage. Bei Zettritz' Frage ließ einer der Whistspielenden die Karten sinken. Es war ein hübscher, schlanker Hauptmann mit dunklem Haar und dunklen Augen. „Ja, es ist wahr — was ist los? Ich bin auch befohlen,“ sagte er, „und heute laden sie

schon ein, um sicher zu gehn — das ist doch ein sträflicher Gedanke! Ich werde mir's wohl schenken!"

„Bewahre, Helldorf! Du bist ja das Schwarze in der Scheibe, wonach schon so lange gezielt wird," sagte sein Vis-a-vis, der Major Holzen, „Du mußt gehn! Mimi weint sich die Augen aus!"

„Kinder, entschuldigt, wie lange soll denn die noch die ‚Mimi' bleiben?" frug Zettritz wieder, der noch an der Thür lehnte, „die ist doch schon bedenklich gesetzt! — nun könnte sie sich auch bald Marie nennen!"

„Wird sich hüten!" erwiderte Holzen behaglich, „sie bleibt Mimi, bis sie verheiratet ist, und dann hört sie erst recht nicht auf! Es müßte sie übrigens wahrhaftig einer von euch heiraten, Ihr Herren, schon aus Erbarmen mit den zahllosen, jüngeren Schwestern."

„Hat sie Schwestern? Habe ja keine Ahnung davon!" rief Zettritz erstaunt und riß die Augen weit auf.

„Glaub' ich Ihnen," sagte der Major lakonisch, „die Existenz dieser Schwestern ist auch nur dem Eingeweihten bekannt. Sie werden so lange in die Kinderstube gesperrt, bis Mimi jemand mit ihrer

ſchönen Hand beglückt hat. Es laufen da, einem ſchauerlichen on dit zufolge, zweiundzwanzigjährige Weſen mit Hängeſchürzen und Puppen herum, die für zehn Jahr und groß für ihr Alter gelten."

„Ach, Blödſinn!" rief ſein Vetter Helldorf; „nein, aber wir kommen von der Hauptſache ab — was iſt Sonnabend los? Gewiß ein beſonders ſchalkhafter Zauber — mir ahnt das ſchlimmſte!"

„Sie wollen, glaube ich, Bilder ſtellen, oder Komödie ſpielen," ſagte ein anderer im Hintergrund. Helldorf fiel erſchreckt in ſeinen Seſſel zurück.

„Nein, hört 'mal — das nehme mir keiner übel! Ich ſoll doch wohl nicht bis in mein Greiſenalter kindliche Scherze mitmachen! Was fällt denn Bernaus ein?"

„Alles Kapitalsanlage, mein Lieber," meinte ſein Vetter, „das wird dem künftigen Schwiegerſohn an der Ausſtattung abgezogen, wenn Mimi unter der Haube iſt. Thu Du nur mit!"

„Nein," ſagte der Hauptmann und ſtand auf, „unſer Rubber iſt ja wohl zu Ende? — ich danke! ich ſpiele nicht Komödie! Alle Stücke fangen egal an, — ich ſoll mich mit der Mimi als reizendes, junges Ehepaar an den Kaffeetiſch ſetzen — das kenne ich ſchon — fällt mir nicht ein!"

„Und eh Du Dich's verſiehſt, ſegnet Dich die Mutter meuchlings!“ erwiderte Holzen und ſtand auch auf, „na, wir wollen die Sache bedenken! Komm, wir haben ja einen Weg. Zettritz, gehen Sie mit?“

„Nein,“ erwiderte Zettritz träge, „ich muß noch ausſchlafen auf den Schreck, — mir thut der Kopf weh bei dem Gedanken an Sonnabend!“ Die Herren trennten ſich, und der Major und Helldorf gingen gemeinſam die Straße hinunter.

An der nächſten Ecke ſtanden zwei junge Damen in Winterjacken und Pelzbaretts und hatten einander viel zu erzählen, wobei die eine, die jüngere und hübſchere von beiden, ſich mit vorgehaltenem Muff vor dem indiskreten Schnee zu ſchützen ſuchte, der ihr allerliebſtes Geſicht rückſichtslos peitſchte.

Die Herren grüßten im Vorbeigehn, und der Major ſagte halblaut und lachend: „Lupus in fabula — Mimi mit der Notenmappe und der Freundin!“

„Nenne die Freundin nur nicht auch als Requiſit,“ gab der Hauptmann in etwas gereiztem Ton zurück, „dieſe Freundſchaft iſt das einzige, was ich an Fräulein von Hohenthal nicht verſtehe!“

Der Major kniff mit einem bedeutſamen Lächeln das eine Auge zu.

„Alles andere verſtehſt Du?“ fragte er mit Nachdruck, „gratuliere, alter Freund — die Hohenthal iſt ein reizendes Mädchen, — höchſt erwünſchte Regimentsdame!“

„Ja, wer erſt ſo weit wäre!“ ſeufzte der Hauptmann, „aber hier bin ich zu Hauſe, Holzen — guten Abend!“

Die Mädchen ſtanden währenddeſſen noch immer in ihr Geſpräch vertieft. Beide hatten den Gruß der vorübergehenden Herren mit einer leichten Befangenheit erwidert, die ſich aber auf Fräulein Bernaus — der vielbeſprochenen Mimi — Geſicht mit einem Zug von Selbzufriedenheit miſchte.

„Da geht er hin!“ ſagte ſie mit einem kleinen affektierten Lachen, „haſt Du geſehn, wie er ſtrahlte, Anna? Das unſchuldige Vergnügen, mich zu grüßen, kann er doch oft genug haben — aber es ſcheint ihm immer noch Spaß zu machen!“

Anna von Hohenthal biß ſich ein wenig auf die Lippen, wie um eine Äußerung zu unterdrücken. Sie war ein großes, ſchlankes Mädchen mit krauſem goldbraunem Haar, einem reizenden, ſtolzen Munde und blendend zartem Teint, der zur Verzweiflung ſeiner Beſitzerin und zur Freude der übrigen Menſch-

heit bei jedem überraſchenden Eindruck zum tiefſten Erröten geneigt war. Auch in dieſem Augenblick ſchoß ihr, trotz Winterluft und Schneegeſtöber, das Blut verräteriſch ins Geſicht.

„Warum wirſt Du denn ſo rot?“ fragte Mimi etwas ſpitz.

„Ach, mein albernes Rotwerden!“ rief die Freundin ärgerlich und hielt den Muff mit allem Schnee darauf an ihr Geſichtchen, „wenn ich mir das nur abgewöhnen könnte! Du weißt doch, Mimi, daß ich immer ohne allen Grund rot werde!“ ſetzte ſie vorwurfsvoll hinzu.

„Ja, ja,“ verſicherte Mimi verſöhnt, „ich hatte nur einen dummen Gedanken, — verzeih, Anna, aber es wäre meine Pflicht als Freundin, Dich vor einer Täuſchung zu warnen — ſetze Dir um des Himmels willen ja nichts über den Hauptmann in den Kopf! es könnte ſchließlich dahin kommen, daß Du mir deswegen böſe würdeſt, und ich kann wahrhaftig nichts dafür!“

„Glaubſt Du, daß er ſich ernſtlich für Dich intereſſiert?“ frug Anna mit leiſer Stimme.

Mimi erhob Hände und Augen zum Himmel.

„Ob ich es glaube! Mein Kind, ich müßte

noch viel naiver sein, als ich es leider Gottes so schon bin, wenn ich das nicht gemerkt hätte! Er steht ja seit Wochen auf dem Punkte, sich zu verraten, — ich mußte oft die größte List anwenden, um ihn vom Reden abzuhalten — sonst wäre es schon zehnmal zur Erklärung gekommen!"

„Warum läßt Du es denn nicht dazu kommen?" fragte Anna trotzig und stieß mit dem Schirm kleine unregelmäßige Muster in den Schnee.

„Nun — so! — Aber was ich darin durchmache, ist über alle Begriffe! Der gute Lutz Helldorf — er ist so namenlos unvorsichtig! Denke Dir zum Beispiel, ich komme vorgestern zu Trendel und will mir Noten umtauschen — wer steht im Laden? Helldorf! Ich kann Dir sagen, mir schwamm alles vor den Augen! Er sah mich zuerst nicht. Ich aber, ganz ruhig — ich bin immer sehr ruhig in solchen Momenten — sage: ‚guten Abend, Herr Hauptmann!' Er fährt zusammen, als wenn der Blitz neben ihm eingeschlagen hätte. ‚Oh, guten Abend, mein gnädiges Fräulein — das nenne ich einen glücklichen Zufall!' sagt er. Ganz laut; ich bin überzeugt, Trendel muß es gehört haben! Ich denke, ich soll in die Erde sinken! Und das ist noch gar nichts!"

Gegenüber diesem Beweis von der Leidenschaft des Hauptmanns mußte allerdings jeder Zweifel verstummen, und Anna reichte der Freundin die Hand zum Abschied.

„Auf Wiedersehn, Mimi!“

„Ja, aber wann!“ rief Mimi pathetisch, „ich habe absolut keinen freien Augenblick übrig! Wir geben doch nächste Woche unsere große Gesellschaft — endlich! das heißt, der Papa ist noch nicht herum! Aber Mama hat die Herren vorsichtshalber heut schon eingeladen. Halte Dir nur den Sonnabend frei, Anna! — Ja, und richtig — dann sticke ich noch eine Zigarrentasche für Helldorf zum Vielliebchen — er sah sie neulich, ahnte aber nicht, für wen sie bestimmt sei. Er schien riesig soupçonnös darüber, und ich war so schändlich, zu thun, als ob sie für Zettritz wäre!“

„Ich muß gehen, Mimi!“ sagte Anna ungeduldig, „es ist stockfinster!“

„Ja, Du hast recht,“ stimmte Mimi bei, „es ist schon so finster, und ich müßte notwendig heut noch sticken. Aber ich verderbe mir die Augen. ‚Sie verderben sich die Augen, mein gnädiges Fräulein,‘ wie Helldorf neulich sagte, ‚und das wäre

doch schade!' Er hat eine Art, solche Dinge zu sagen — mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt — wirklich unglaublich! Aber nun adieu!"

Die beiden Mädchen trennten sich, Anna, nach dem Sprüchlein:

„Eifersucht ist scharfsichtig und blind,
Sieht wie ein Schütz und trifft wie ein Kind,"

trat in sehr zorniger und gekränkter Stimmung den Heimweg an, da sie nach Mimis Erzählungen fest überzeugt war, daß der Hauptmann zur Fahne ihrer Freundin übergegangen sei, nachdem er so lange ihre Farben getragen hatte.

Mimi trippelte unterdes stillvergnügt nach Hause, und dachte sich ein paar abschlägige Antworten auf Liebeserklärungen aus — eine Hauptbeschäftigung ihrer Phantasie.

Mimi Bernau — sie verzeihe uns, daß wir sie jetzt erst beschreiben! — war ein ziemlich langes, hageres Mädchen, Ende der zwanzig, die den negativen Trost für sich hatte, daß sie mit siebzehn Jahren auch nicht hübscher gewesen war. Sie besaß spärliches, dunkelblondes Haar und ein Paar weit offene, fahlbraune Augen ohne Wimpern, auf die sie unsäglich stolz war.

Mimi war also weder hübsch noch jung — sie war auch nicht klug oder interessant — dennoch galt sie in den Augen von zwei Personen für bethörend und unwiderstehlich. Die eine dieser beiden war ihre Mutter, die andere sie selbst — — und da beide sie von frühster Jugend an kannten, so mußte doch wohl etwas an der Sache sein.

Wenn Mimi bis auf den heutigen Tag noch unvermählt geblieben war, so hielt sie dies alles Ernstes teils für eine Folge ihrer Herzensunempfindlichkeit, teils für ein Werk dämonischer Umtriebe und Zufälligkeiten. Ihre Verehrer, die eine bedenkliche Ähnlichkeit mit Falstaffs steifleinenen Gegnern hatten, waren alle entweder durch die hartnäckige Kühle Mimis abgeschreckt worden, oder hatten in unbegreiflicher Verblendung nie den Moment am Stirnhaar fassen können.

In neuerer Zeit war Mimi denn aber entschlossen, niemand mehr unglücklich zu machen, und wollte es dem Hauptmann Helldorf wenigstens nicht an einer Gelegenheit fehlen lassen, seinen Gefühlen Worte zu leihen.

Zu diesem Zweck hatte sie, wie wir hörten, im Verein mit ihrer Mutter den Beschluß gefaßt, eine große Gesellschaft zu geben.

Dieſem Ereignis ſtand vorläufig noch ein Hindernis im Wege, welches beſeitigt werden mußte. Es galt, das Haupt der Familie, den Juſtizrat Bernau, einen vielbeſchäftigten Mann von choleriſchem Temperament aber weichem Herzen, mürbe zu machen und ſeine Zuſtimmung zu erringen.

Der Juſtizrat hatte in früheren Jahren öfter ſein Haus zum Tempel der Geſelligkeit geweiht, wenn auch mit Widerſtreben, doch durch das Flehen ſeiner Frau und Mimis übermannt. Neuerdings aber war ihm die Luſt dazu abhanden gekommen, umſomehr, da er ſich noch im Beſitz einer überfüllten Kinderſtube befand und ſich mit innerlichem Schauder ſchon bis in die fernſten Zeiten als übernächtigen Ballvater bis um drei Uhr des Nachts Whiſt ſpielen ſah — ein Vergnügen, das er mit Mimi nun bereits neun Jahre lang durchkoſtete.

Seit vierzehn Tagen bearbeiteten ihn aber Gattin und Tochter zu jeder Tageszeit mit Seufzen, Murren, Drohen und Flehen; keine Mahlzeit verging, wo ihm „die Geſellſchaft“ und ihre Notwendigkeit nicht bei jedem Gange mit ſerviert worden wäre, und keine Unannehmlichkeit im Haushalte trug ſich zu — ſo weit ab ſie anſcheinend von dem gefährlichen

Thema liegen mochte — die nicht durch kunstreiche Windungen und Wendungen zu dem Resultat geführt hätte: „das kommt davon, daß wir keine Gesellschaft geben!“

Heute saß man nun ziemlich schweigsam beim Abendbrot. Der Vater, der den Tag über selten Zeit fand, las bei dieser Mahlzeit die Zeitung und trank so gewissermaßen seitwärts seinen Thee, um kein Wort zu verlieren. Die Mutter sann und sann, auf welche Weise sie ihr Steckenpferd mit Eleganz besteigen könne, und Mimi benützte die gefüllte Theetasse als Spiegel und ordnete an ihren Ponyhaaren.

Der Justizrat Bernau gehörte zu den Zeitungslesern par excellence. Erstens las er jeden Buchstaben, der im Tageblatte stand, vom Leitartikel bis zu den gesuchten und suchenden Köchinnen und Kutschern — und dann borgte er nie jemand ein Blatt, ehe er sie sämtlich durchgelesen hatte, und wenn die Zeitung zwölf Beilagen gehabt hätte. Wollte daher eins von den Seinigen etwas von den Neuigkeiten der Weltlage erhaschen, so mußte es ihm über die Schulter sehen, ohne daß er es merkte, denn das ärgerte ihn sonst auch. Der Justizrätin gelang es, vermittelst schmerzhafter Kopfver-

renkungen einen Blick in die Beilage zu thun, und sich verratend, rief sie: „Hier wird eine perfekte Köchin zu sofort angeboten!“

Der Vater, empört über den geistigen Diebstahl, der an ihm begangen worden, zog die Blätter fort. „Das wäre vielleicht etwas für uns!“ bemerkte Mimi.

Im Antlitz der Hausfrau leuchtete ein Blitz der Intelligenz auf — sie hatte ihre Anknüpfuug gefunden.

„Ach, wozu soll i ch mir eine perfekte Köchin nehmen!“ sagte sie wegwerfend, „wir sehen ja doch keinen Menschen bei uns!“ —

Der Vater schob gereizt und mißtrauisch die Brille auf die Stirn.

„Ja, wenn wir unseren geselligen Verpflichtungen nachkämen,“ fuhr die Mutter hocherfreut fort, „da lohnte es sich, gute Dienstboten zu haben — aber so! Die Bekannten m ü s s e n ja alle zurückgestoßen werden, wenn man sie nie einladet. Frau von Hohenthal grüßte mich heute schon ganz pikiert!“

„Dann kann ich nicht mehr mit Anna verkehren,“ rief Mimi mit Thränen in den Augen.

„Auf u n s kommt es nicht an, mein Kind,“ belehrte die Justizrätin, „das ist das Los der Frau

— ſie muß ſich fügen! Und ich füge mich ja auch in allen Stücken — das mußt Du ſelbſt ſagen, Albert!“

Albert ſagte nichts.

„Aber in dem einen Punkte könnteſt Du mir wohl auch einmal nachgeben — eine kleine Geſellſchaft“ —

Der Vater ſchob den Stuhl zurück.

„Nun meinetwegen!“ rief er voll Zorn, „da gebt Eure Geſellſchaft — aber bald — aber ſchnell — damit man es los iſt!“ —

Mutter und Tochter telegraphierten ſich voll Entzücken zu, und Mimi begann eifrig, das Theegeſchirr abzuräumen, und holte Papier und Bleiſtift, um die Liſte der Einzuladenden zu entwerfen.

„Alſo,“ begann ſie, „Siewerts zwei — Bergenaus vier — wir drei —“

„Kinder, das wird ja eine Rieſengeſellſchaft,“ rief der Vater entſetzt, „aber das bitte ich mir aus — mehr wie zwanzig Perſonen ladet Ihr nicht ein! Wo ſollen ſie denn ſitzen?“

„Das überlaſſe nur alles uns!“ erwiderte ſeine Frau, „Du ſollſt gar nichts von der Geſellſchaft merken — wenn Du nur die Erlaubnis giebſt!“

„Und das Geld!“ ſeufzte der Juſtizrat.

Mimi hatte unterdes eifrig weiter geſchrieben.

„So — das ſind zwanzig —“ ſagte ſie, innehaltend.

Die Mutter überflog die Liſte.

„Das ſind fünfundzwanzig!“ behauptete ſie, „Siewerts zwei“ —

„Zeigt her,“ rief der Juſtizrat, „ich werde zählen. Ihr könnt nicht addieren! Siewerts zwei“ —

„Haſt Du die Heinrich aufgeſchrieben?“ fragte die Mutter.

„Nein, Mama, die lade ich nicht ein — die verdirbt uns alles!“ —

„Die Heinrich *wird* eingeladen!“ rief die Mutter kategoriſch.

Der Vater warf den Zettel voll Abſcheu von ſich.

„*Dabei* ſoll ein Menſch zuſammenrechnen,“ rief er ärgerlich, „könnt Ihr denn nicht fünf Minuten ſtill ſein? Nochmal: Siewerts zwei!“

Nach mehrmaligen Verſuchen der Damen, ſich flüſternd über „die Heinrich“ zu verſtändigen, die den Vater zu der Erklärung bewogen, wenn jetzt noch ein Wort geſprochen würde, erlaube er die ganze Geſellſchaft nicht, trat feierliche Stille ein und das Exempel wurde gelöſt.

„Bei denen bleibt's nun aber," ſagte der Juſtizrat energiſch, „ladet mir jetzt nicht etwa noch die halbe Stadt hinterrücks ein! Was ſchreibſt Du denn da noch auf, Cäcilie?"

„Wenn von den Geladenen welche verhindert ſind, kann man dafür gleich andere abmachen," erwiderte Cäcilie unerſchütterlich, die nun, der Hauptſache ſicher, auch innerlich ganz feſt entſchloſſen war, alles durchzuſetzen, was ſie ſich irgend vorgenommen hatte.

Nachdem noch eine Stunde über die Gäſte und deren Bewirtung hin und her debattiert war, ging man zu Bett. Die Juſtizrätin „plauderte" noch bis zu dem Moment des Einſchlafens von der Geſellſchaft, und das letzte Wort, was ihr Mann hörte, war: „Siewerts zwei" — damit entſchlummerte er.

Der nächſte Morgen ſchien trüb und winterlich in die Fenſter, als der Vater erwachte. Seine Gattin war bereits auf und ſtand mit einem Bleiſtift und Zettel am Fenſter. Der Vater vernahm die verhängnisvollen Worte: „Siewerts zwei!"

„Was iſt denn ſchon wieder mit Siewerts zwei, Cäcilie," rief er in gerechter Entrüſtung, „auf nüchternen Magen braucht man ſich das nicht gefallen zu laſſen!"

„Ich habe den Zettel von gestern abend verlegt," sagte Cäcilie, „rege Dich nicht unnütz auf, Albert! Wer A gesagt hat, muß auch B sagen! Der Lohndiener ist draußen und will einladen gehen. Ich schreibe ihm einen neuen Zettel. Und nun unterbrich mich nicht mehr, bitte — Siewerts zwei" —

Der Justizrat zog die Decke über den Kopf, damit er das furchtbare Wort nicht mehr zu hören brauchte. Seine Frau verließ das Zimmer, um den Lohndiener zu instruieren, der „ganz unnötig" zum Einladen bestellt war, und der Vater, seine Unvorsichtigkeit vom vorigen Abend bitter bereuend, stand auf und ging ins Wohnzimmer, wo Mimi den Kaffee bereitete.

„Väterchen!" empfing sie ihn schmeichelnd, „ich habe eine große Bitte!"

„Nun?" fragte der Gastgeber, das Schlimmste ahnend.

„Hast Du heute Zeit?" begann Mimi vorsichtig.

„Nein!" rief der Vater, ärgerlich über den unnötigen Umweg, auf dem Mimi ihr Anliegen vorbringen wollte.

„Ach freilich, Du hast ja Zeit!" sagte seine Tochter kaltblütig.

„Nun, wenn Du es weißt, da frage mich nicht lange! Überhaupt, Kinder, sagt was Ihr wollt, aber fragt nicht eine Stunde vorher: ‚Darf ich etwas sagen? kann ich etwas fragen?‘ das ist reine Zeitverschwendung! Also — was willst Du?“ —

Mimi schob mit schalkhaftem Lächeln ein Häufchen Visitenkarten vor ihn hin.

„Was soll das?“ fragte der Vater unmutig.

Die Mutter hatte inzwischen auch am Kaffeetisch Platz genommen.

„Du hast den Herren noch keinen Gegenbesuch gemacht,“ sagte Mimi etwas zaghaft, „das mußt Du nun vor der Gesellschaft noch thun.“ Der Justizrat saß starr.

„Nun, weiter fehlte mir nichts!“ brachte er endlich mühsam hervor, „ich werde wohl noch drei Leutnants und fünf Referendaren Gegenbesuche machen sollen — und hier ist gar noch ein Fähnrich dabei! Nein, das kann kein Mensch verlangen!“ —

„Dann geh wenigstens zum Hauptmann Hellborf,“ drängte Mimi, „der kommt nicht, wenn Du nicht vorher bei ihm warst!“

„Dann bleibt er zu Hause!“ bemerkte der Vater gefühllos. Mimi brach in Thränen aus und verließ das Zimmer.

„Albert!“ begann die Juſtizrätin ſtreng und drohend, „ich weiß, Du ignorierſt die Formen der Geſellſchaft mit Vorliebe, aber in dieſem Falle handelt es ſich zufällig um mehr!“

„Um was denn?“ fragte der gepeinigte Vater, der etwas beſtürzt über die niederſchmetternde Wirkung ſeiner Worte war.

„Um Mimis Lebensglück!“ ſagte die Mutter feierlich, „der Hauptmann huldigt ihr in einer Weiſe, die einen Zweifel an ſeinen Abſichten überhaupt nicht mehr aufkommen läßt — und ich kann nicht annehmen, daß Du, um Dir eine Viſite zu ſparen, dem Kinde das Herz brechen willſt!“

„Na, Ihr müßt ſo etwas beſſer wiſſen,“ ſagte der Juſtizrat, dem der hohe moraliſche Standpunkt ſeiner Gattin etwas unbequem war; „ich habe noch nichts von den Huldigungen des Hauptmanns bemerkt. Neulich bei Hohenthals ſchien es mir nach meiner unmaßgeblichen Anſicht, als wenn er nur mit Annchen ſpräche!“

Die Mutter zuckte mit überlegner Miene die Achſeln.

„Du wirſt mir wohl glauben können,“ ſagte ſie nachdrücklich, „er mußte der Tochter vom Hauſe damals Aufmerkſamkeiten erweiſen — aber ver-

vergleiche einmal ganz unparteiisch unsere Mimi und Anna! Weiter sage ich nichts!“

Damit verließ sie das Zimmer, und der Vater blieb halb überzeugt zurück.

Wie vorauszusehen, begab er sich nachmittag auf die Visitentour, zu der ihn abermals ein Lohndiener begleitete, der, um dem Justizrat die Treppen zu sparen, überall Karten abgab, da die jungen Herren wenigstens den Verstand hatten, sämtlich nicht zu Hause zu sein. Mit dem angenehmen Gefühl, eine widerwärtige Pflicht hinter sich zu haben, kehrte der Vater nach Hause zurück und fand das Wohnzimmer überschwemmt von grauen und rosa Stoffwolken, über denen das Haupt eines drapierenden Ladenjünglings schwebte, der mit großer Gewandtheit die Damen zum Ankauf bewog. Stumm blieb der Justizrat an der Thür stehen.

„Mimi braucht ein neues Kleid zu der Gesellschaft!“ beantwortete die Mutter seinen fragenden Blick, „und ich werde mir bei der Gelegenheit auch eins kaufen!“

„Ich dächte, Cäcilie, Du hättest wenigstens zwanzig Kleider,“ sagte der Vater mit männlicher Unkenntnis der Verhältnisse.

„Bitte, darf ich Dir beweiſen, daß ich für derartige Gelegenheiten kein einziges habe?“ begann Cäcilie mit furchtbarer Zungengeläufigkeit, „das braune iſt gänzlich unmodern, das bordeauxrote paßt nur für größere Geſellſchaften, das blaue iſt zertrennt, und das dunkelgrüne haſt Du ſelbſt das letztemal ſo häßlich gefunden — übrigens,“ ſchloß die Mutter, um jeden Einwand des betäubten Gatten abzuſchneiden, „denke ich, wir laſſen dieſe Erörterungen, bis wir unter uns ſind!“

Der Juſtizrat zog ſich beſchämt zurück, arbeitete in ſeinem Zimmer und kam erſt zum Thee wieder zum Vorſchein, in der Hoffnung, doch eine ruhige Abendſtunde mit den Seinigen zu feiern.

Das Wohnzimmer war von den Kleiderſtoffen befreit, und kein Symptom deutete auf „die Geſellſchaft.“ Der Vater atmete erleichtert auf und ſetzte ſich zum Thee.

Es klingelte.

„Der Lohndiener Strauch iſt da!“ meldete das Mädchen.

Mimi ſprang elektriſiert auf.

„Er bringt die Antworten!“ rief ſie aufgeregt.

„Können wir nicht erſt Thee trinken?“ ſchlug der Juſtizrat vor.

„Mein lieber Albert, der Mann hat seine Zeit auch nicht auf der Straße gefunden," sagte seine Frau, „so laß uns ihn doch erst abfertigen — wie lange dauert denn das?"

Der arme Albert gab nach wie gewöhnlich, und der Lohndiener Strauch, ein sehr vornehmer, aalglatter Mann mit würdigen, weißen Haaren und einem schurkischen Gesicht, trat lautlos ein. — Mit seiner Beihilfe und erklärenden Anmerkungen entzifferten die Damen die Liste, auf der Strauch in hieroglyphischen Bleistiftlettern das Müllerlied persifliert hatte: „ja heißt das eine Wörtchen, das andere heißet nein!"

„Also von hier an," las die Mutter, „Siewerts zwei — kommen!"

Der Justizrat gab Zeichen von Ungeduld, „Bergmanns — werden Bescheid sagen! Körners — die gnädige Frau war erkältet, wenn sie besser wird, werden sie sich die Ehre geben — Kleists — war niemand zu Hause" —

So lautete der größte Theil der Liste, und die Familie sah sich gänzlicher Ungewißheit gegenüber gestellt, die angesichts der zu beschaffenden Verpflegung zu den peinlichsten Schwankungen Anlaß gab.

„Die Gesellschaft fängt mit recht viel Annehmlichkeiten an!“ bemerkte der Vater trocken.

„Ja, wenn ich dafür stehen soll, daß alle Leute zu Hause sind, da verlangst Du freilich viel, lieber Albert,“ sagte seine Frau. „Wir wollen nun doch aber einmal zusammen rechnen, auf wie viele wir mit Sicherheit zählen können. Mimi, schreibe einmal an!“

„Hat Helldorf bestimmt zugesagt?“ frug Mimi halblaut.

„Jawohl!“ erwiderte die Mutter, jeden Zweifel niederschlagend, und Mimi erglühte in freudiger Erregtheit — die Hauptsache war sicher.

Der Lohndiener verabschiedete sich indes und wurde auf Sonnabend wieder bestellt, aber um sechs Uhr, damit auch alles zur Zeit fertig würde.

„Also“ — begann die Justizrätin, mit dem Stift in der Hand: „Siewerts zwei“ —

Der Vater erhob sich.

„Ich gehe zu Bett!“ rief er außer sich, „Siewerts zwei kann ich nicht mehr aushalten!“

* * *

Die Vorbereitungen zur Gesellschaft nahmen indes ihren Fortgang.

Die Hausfrau bewies ihrem Manne, daß die meisten der noch unbestimmt gebliebenen Gäste nicht erscheinen würden, und lud an deren Stelle frischweg alles ein, was sie überhaupt einladen konnte.

Der Vater wurde täglich, wenn er vom Büreau kam, mit „nur noch Thalaus“ — oder „nur noch Eckbergs“ empfangen — die Gesellschaft schwoll an wie eine Lawine. Denn als die Einladungen an die Reservefamilien ergangen und fast durchgängig „sehr gern“ acceptiert worden waren, ließen plötzlich die „Unbestimmten“ auch noch zusagen — ja, eine erkältete Familie, die bereits ihr Nichterscheinen entschuldigt hatte, bereitete Justizrats die frohe Überraschung, daß sie den Tag vor dem Fest sich noch als genesen präsentierte und erklärte, sie würde doch noch kommen.

Bei solch unsicheren Konjunkturen war es unerläßlich, daß täglich durchschnittlich dreimal die Zahl der Gäste aufs neue festgestellt wurde und der Justizrat den Schrecken von „Siewerts zwei“ nirgends entrinnen konnte, so daß er den Tag der Gesellschaft schon von ganzem Herzen herbei wünschte — freilich den Tag nachher noch viel sehnlicher erwartete. Der häusliche Friede bei Bernaus wurde indessen in jeder Weise untergraben.

Erstens behauptete der Vater, seine Frau verlangte alle Stunden einen Eßlöffel voll Geld — eine Klage, die allerdings berechtigt schien, da die Justizrätin mit der Aufstellung des nötigen Budgets nach dem Prinzip jenes Mannes verfuhr, der seinem Hunde den Schwanz stückweise abschnitt, um ihm nicht auf einmal so weh zu thun.

Sodann hatte man eine Kochfrau bestellt. Das Gerücht von dieser Unthat, welche der Köchin verborgen bleiben sollte, war vorzeitig in die Wirtschaftsräume gedrungen und hatte furchtbare Konsequenzen. Die Köchin, die sich durch brennenden Ehrgeiz hervorthat, nahm es als einen Mangel an Vertrauen auf, daß ihr für diesen hochwichtigen Tag das Zepter des Kochlöffels entwunden wurde. Sie rächte sich in raffinierter Weise, indem sie nun auch nicht einsah, warum sie den täglichen Tisch zur Zufriedenheit beschicken sollte. Daher leistete sie großes im „Anbrennenlassen“ und ähnlichen geselligen Scherzen und setzte allen Verweisen eine stoische Ruhe entgegen, deren Wappenspruch deutlich das folgenschwere Wort war: „nun erst recht!“

Der Justizrat, ohne ein Gourmand zu sein, aß lieber gut als schlecht, wie die meisten Menschen

und war — wir müſſen es leider geſtehen — in ſeiner Stimmung nicht unabhängig von den kulinariſchen Genüſſen. Ein neuer Grund, um allſeitige Verſtimmung hervorzurufen.

„Was werden die Menſchen übermorgen nun alle anfangen!“ hob die Juſtizrätin zwei Tage vor dem Feſt ſinnend an.

„Ja, mein Kind, die Frage lege ich mir ſchon lange vor!“ bemerkte der Gatte.

„Wir müſſen irgend etwas vornehmen,“ rief Mimi, die, ſeit die Geſellſchaft und der Hauptmann näher rückten, von Tag zu Tage um ein paar Jahr jünger wurde.

„Vielleicht tanzen!“ ſprach die Mutter nachdenklich.

„Ja — ja! Tanzen!“ rief Mimi aufſpringend und klatſchte in kindlicher Freude in die Hände, „das wollen wir!“ Und ſie verſuchte auf eigne Hand einen Walzer.

Hier aber erhob der Vater ſeine Stimme. „Nein, Kinder, das thut mir nicht an! Erſtens können die Menſchen in der Wohnung kaum ſtehen, dann ſollen ſie noch eſſen und ſchließlich tanzen! Dabei kommt nichts heraus, als daß mir der Wirt morgen

die Wohnung kündigt. Wo Du überhaupt willst decken lassen, Cäcilie, ist mir unfaßlich!"

„Das geht alles, lieber Albert," beruhigte seine Frau. „Siebmachers nehmen die Kinder für die eine Nacht in Pension" —

„Alle?" rief der Hausherr, von menschlichem Erbarmen für Siebmachers ergriffen.

„Alle!" wiederholte seine Frau unerschütterlich, „die Siebmacher ist ja überhaupt die Gefälligkeit selbst — sie hat mir auch ihre wunderschönen silbernen Löffel geborgt. Wir müssen uns wirklich einmal extra bei den Leuten revanchieren! Also die älteren Leute essen in Deiner Stube, Albert, die Jugend in der Schlafstube, und wir schlafen die eine einzige Nacht einmal auf Sofas."

„Recht angenehme Aussicht!" murrte der Vater.

„Man muß sich nicht so von kleinen Äußerlichkeiten abhängig machen!" erwiderte seine Frau verständig, „dadurch macht man sich und andere unglücklich! Und wir tanzen doch!" setzte sie hinzu, als ihr Mann das Zimmer verlassen hatte, „Karoline Siebmacher ist alt genug, um sich nichts mehr aus dem Tanzen zu machen, sie spielt, so lange wir sie bitten!"

Der Tag vor der Gesellschaft brachte eine geradezu grenzenlose Unruhe mit sich. Früh um sechs Uhr stand die Justizrätin bereits auf, um nach den tags zuvor bereiteten kalten Speisen zu sehen, und der Hausherr bemerkte ironisch, als er die ungeheuren Bratenvorräte sah, unter deren Gewicht zwei robuste Dienstmänner fast erlagen, „er käme sich vor wie ein Armeelieferant!“

Mimi, deren Locken bis zum Abend in Wickeln blieben, war in fieberhafter Aufregung, da sie den großen Tag zugleich als Verlobungstag in spe betrachtete, und sah alle zehn Minuten in einen anderen Spiegel.

Der Vater war von dem allgemeinen Wirrwarr so nervös, daß er bei jedem Klingelzuge, auf etwas Furchtbares vorbereitet, zusammenschrak und erst durch die harmlosen Meldungen: „die Theekuchen — die Torte — der Wein —“ wieder in sein günstiges Gleichgewicht kam.

Die Hausfrau befand sich eben in der Küche, sorglich die Kochfrau beobachtend, die in dem Rufe stand, bei solchen Gelegenheiten nicht ganz selbstlos zu handeln — da klingelte es.

„Eine Empfehlung von Herrn Bergmann und

Familie und die Herrschaften bedauerten unendlich, nicht kommen zu können — das kleine Fräulein hätte die Masern."

Ein ganz zufriedenes Gefühl beschlich die Mutter. Bergmanns, die mit mehreren erwachsenen Töchtern ein etwas bedenkliches Kontingent stellten, konnten gern entbehrt werden. Der ansteckungsgefährliche Bote wurde mit einem betrübten „es thut uns sehr leid" — entlassen, und die Justizrätin ging zu ihrem Manne.

„Albert, Du mußt die Tischordnung umändern — Bergmanns kommen nicht!"

Eine große Gesellschaft um einen Tisch zu gruppieren, ist bekanntlich durchaus keine leichte Aufgabe, da es erfahrungsmäßig Leute giebt, neben denen niemand sitzen will, und wieder Leute, die es übel nehmen, wenn sie nicht neben jemand ganz Bestimmtem sitzen. Der Justizrat, der bereits zwei Tage mit größter geistiger Anstrengung an der Tischordnung laborierte und sich zu deren Vollendung förmliche Skizzen entworfen hatte, ließ ein dumpfes Murren hören und strich Bergmanns zornig von der Liste der Lebenden, indem er sich angstvoll abmühte, das Ergebnis dieses Unfalles zu vermeiden,

welches darin bestand, daß zwei Damen nebeneinander zu sitzen kamen und durch keine Konstellation zu trennen waren. — Kaum war diese Arbeit notdürftig bewerkstelligt, als man sich zu Tisch setzte, der mit Rücksicht auf die abendlichen Genüsse nur mit einer Fastenspeise besetzt war.

Es klingelte.

„Nun, was ist das wieder?“ frug der Vater ärgerlich.

„Die Schlagsahne!“ referierte das Mädchen.

„Schlagsahne!“ rief der Justizrat entrüstet, „wozu ist die?“ —

„Das muß sein!“ entschied die Hausfrau, „wenn Du Dich doch nicht über alles ereifern wolltest, Albert!“

Es klingelte.

Der Vater warf die Gabel hin.

„Ich esse nichts mehr!“ rief er zornig, „dies ewige Läuten bringt mich um jeden Appetit! Aha — wieder eine Absage!“

„Nun, das ist ja reizend!“ fügte der Vater ironisch bei, nachdem er gelesen, und reichte den Brief seiner Frau, die stumm die Hände über dem Kopfe zusammenschlug.

Die beiden in der Stadt garnisonierenden Regimenter hatten zur heutigen Gesellschaft ein starkes Kontingent gestellt, sowohl an Familien wie an jungen Herren, und besonders galt das Husarenregiment als Stütze des Abends in jeder Beziehung. Nun war ein alter Major, der sich während seines ganzen Lebens durch Unliebenswürdigkeit hervorgethan hatte, so rücksichtslos gewesen, an diesem Tage zu sterben, und der Regimentskommandeur teilte in kurzen Worten sein Bedauern mit, daß er sowohl wie die übrigen Familien und Kameraden durch diesen Trauerfall am Erscheinen verhindert seien.

Mimi, der erst das Herz still gestanden hatte, kehrte zum Leben zurück, als sie entdeckte, daß nicht Helldorfs Vorgesetzter so zur Unzeit verschieden sei. Die Eltern aber waren wirklich entsetzt, und nicht mit Unrecht, denn ihre Gesellschaft war dadurch vor Thoresschluß beträchtlich zusammengeschmolzen.

„Siehst Du!“ begann der Vater zu seiner Frau gewandt, diese aber schnitt ihm mit Geistesgegenwart die Rede ab.

„Man muß sich ins Unvermeidliche fügen, lieber Albert — wir sind nun eben ein kleiner, aber desto intimerer Kreis. Übrigens stehen wir jetzt von

Tisch auf," fügte sie hinzu und erhob sich, „die Fenster müssen hier bis zum Abend offen bleiben, sonst wird es zu heiß."

Der Vater begab sich in seine Stube und machte die dritte Tischordnung. Seine Gattin folgte ihm.

„Wenn Du fertig bist, lieber Albert, muß ich Dich schon bitten, hier heraus zu gehen — wir wollen die Tische in Deinem Zimmer decken."

„Ich wollte jetzt schlafen!" rief der unglückliche Justizrat.

„Ja, darauf mußt Du leider heute verzichten," sagte seine Frau mit großer Fassung, „ich wüßte nicht, wo Du schlafen solltest! Geh doch ein bißchen in die Luft, das ist Dir gewiß gesünder als das Schlafen gleich nach Tisch."

* * *

Der Abend kam wie jedes zukünftige Ereignis. Die Gäste fanden sich nach und nach ein, Anna Hohenthal, von Mimi stürmisch begrüßt, war eine der ersten und sah etwas ernst, aber ganz besonders reizend aus. Der Hauptmann erschien bald nachher.

„Anna — da ist er!" flüsterte Mimi und faßte krampfhaft die Hand der Freundin, „ich bin eiskalt vor Aufregung — fühle bloß einmal! Thu mir

den einzigen Gefallen und laß mich keinen Augenblick mit ihm allein — nein, die ganze Stube dreht sich mit mir!“

Der Hauptmann begrüßte Mimi mit bewunderungswürdiger Fassung und wandte sich dann zu Anna, die ihm etwas kurz und kühl antwortete, so daß er es für nötig fand, bei ihr stehen zu bleiben, um dahinter zu kommen, was ihr eigentlich fehle?

Die Mutter, welche mechanisch die Gäste begrüßte und den Hauptmann dabei beobachtete, machte Mimi durch einen düstern Wink auf das anscheinend unzertrennliche Paar aufmerksam.

„Bloß Maske — er will es nicht zu auffallend machen!“ flüsterte Mimi beruhigend, „verlaß Dich auf mich — ich kenne ihn!“

Die Gesellschaft nahm den gewöhnlichen Verlauf.

Die alten Herren, sich in Fracks und weißen Handschuhen tief unglücklich fühlend, zogen sich in eine Stube zurück und führten Fachgespräche oder richteten widerwillig ein paar Worte an eine und die andere Dame.

Die älteren Frauen — alte Frauen giebt es ja nicht! — saßen um den Theetisch und unterhielten sich. Leider hatte die Wirtin in blindem

Eifer zwei Todfeindinnen neben einander aufs Sofa genötigt, wo sie nun, von den andern zu beiden Seiten eingeklammert, stumm und mit einem erfrornen Lächeln saßen und sich verabscheuten.

Diejenigen Damen, welche kleine Kinder besaßen, begannen mild und vorsichtig von diesen zu sprechen — die, welche keine Kinder hatten, erzählten sich, lebhafter werdend, daß ihre Amalie abginge, ihre Emma aber wieder zu bleiben sich entschlossen hätte. —

Eine unternehmende Dame begann von einem jüngst gelesenen Roman zu sprechen, welches Unterfangen aber von den anderen Hausfrauen kühle Ablehnung erfuhr nebst der innerlichen Feststellung, daß die Sprecherin doch unmöglich in ihrer Wirtschaft auf dem Platze sein könne, wenn sie Zeit habe, so viel zu lesen und sogar noch darüber zu sprechen. — Man ging über den Roman zur Tagesordnung über, und jede der Anwesenden teilte der Reihe nach mit, wie sie ihre Senfgurken einlegte — ein Gesprächsstoff, der atemloser und achtungsvoller Aufmerksamkeit sicher war.

Die Mütter erwachsener Töchter lauschten mit halbem Ohr und sahen wie hypnotisiert nach der Jugend hinüber, ob die Reihenfolge der Plätze auch

nach Wunsch ausfalle, und ob die Töchter, je nach dem Temperament, zu laut oder zu still seien.

Der Hauptmann Helldorf trieb indessen die Selbstbeherrschung so weit, sich neben Annchen Hohenthal zu placieren, ja sogar, als man zu Tisch ging, ihr den Arm zu bieten. Mimi fiel dem Leutnant Zettwitz zur Beute, ein Arrangement, das beiden Teilen nicht eben zur Freude gereichte, obwohl Mimi „es dem armen Zettwitz gönnte," daß er einmal neben ihr sitzen durfte.

Der Justizrat hatte, sich der Sitte widerwillig beugend, die Präsidentin an seinem Arme zu Tisch geführt, die dafür bekannt war, daß sie ihre Gesprächsthemata unglücklich wählte, und dies Renommee auch heute glänzend rechtfertigte. Denn nachdem sie dem Wirt die Unzweckmäßigkeit auseinander gesetzt hatte, die darin läge, daß Leute mit kleinen Räumen große Gesellschaften gäben, versicherte sie ihm, daß jeder Rechtsanwalt sich erfahrungsmäßig nervös überarbeite und einem elenden Alter entgegen gehe.

Die Hausfrau saß neben dem Präsidenten, der furchtbare Zahnschmerzen hatte und während der Mahlzeit entweder ganz stumm war oder, bewältigt

von ſeinen Leiden, einigemal laut wimmerte, was als einziger Beitrag zur Unterhaltung auch nicht gerade ergötzlich zu nennen war.

Eine wahrhaft bleierne Langeweile lagerte über der Geſellſchaft. Anfallsweiſes, lautes Geſpräch wurde von unheimlicher Totenſtille abgelöſt, und der Umſtand, daß einzelne Paare, wie Helldorf und Anna Hohenthal, ſich ganz tête-á-tête und nicht allzu laut unterhielten, trug auch nicht zur Belebung des Ganzen bei.

Mimi wehrte imaginäre Huldigungen des Leutnants Zettwitz ab und bedauerte jeden Herrn am Tiſche, der ſie nicht hatte führen können, obwohl er ſo darauf gebrannt hätte. Sie war in ihrem Siegesbewußtſein der Männerwelt gegenüber unzerſtörbar, und wenn ihr je trübe Ahnungen über den Hauptmann kamen, ſo verſcheuchte ſie dieſelben ſofort und fand nur innerlich Annas Benehmen recht wenig mädchenhaft, da ſie den beklagenswerten Helldorf ſo in Anſpruch nahm, daß er ſeinem Wunſche nicht folgen und ſich mit ihr — Mimi — unterhalten konnte.

Als man am Tiſche der älteren Herrſchaften bereits die Augenlider ſchwer werden fühlte, erhob

sich die Präsidentin mit einem hörbaren Stuhlrücken und erlöste die dankbare Gesellschaft von der Qual des Soupers an der Seite der Gefährten, die des Schicksals Stimme, nicht der Zug des Herzens jedem zuerteilt hatte.

Ein erfrischter Zug belebte alle Mienen, der aber, besonders bei den Vätern, in starres Entsetzen überging, als Karoline Siebmacher, von der Justizrätin an den Flügel genötigt, sich widerwillig die Handschuhe auszog und einen etwas kränklichen Walzer intonierte.

Die Mutter Siebmacher, die eben den Komplimenten der Wirtin über das reizende Talent ihrer Tochter süß lächelnd gelauscht hatte, begann feindlich auszusehen und erkundigte sich bei ihrer Nachbarin, ob sie nicht auch fände, daß wenn Justizrats tanzen lassen wollten, sie auch wohl einen Klavierspieler bestellen könnten!

Die Befragte nickte natürlich eifrig und verständnisinnig, um, als die Justizrätin ihrer ansichtig wurde, sofort zu der Versicherung überzugehen, wie nett es wäre, daß die liebe Jugend noch ein Tänzchen machen wollte.

Mimi, welche vom Hauptmann zum Reigen ge-

führt worden war, gelangte infolgedeſſen wieder in das oberſte Stockwerk ihres Luftſchloſſes und geriet in wahrhaft ſtrahlende Laune, die ſich durch unabläſſiges Lächeln und ganz unmotiviertes Augenniederſchlagen äußerte. Der Hauptmann, den angeſichts dieſer Anſtalten eine wahre Seelenangſt beſchlich, und der bemerkte, daß ihm das harmloſeſte Wort als glühendſte Anbetung ausgelegt wurde, ergriff mit dem letzten Walzertakt eilfertigſt die Flucht und konzentrierte ſich rückwärts in das Zimmer des Juſtizrats.

Dort hatte er Fräulein von Hohenthal hineingehen ſehen, die von den Strapazen des Tanzes in ſelbſtgewählter Einſamkeit ausruhte. Da die beiden anſcheinend noch einen genügenden Vorrat von Geſprächsſtoff hatten, ſo blieben ſie auch ruhig ſitzen, und niemand ſchien ſie zu vermiſſen.

Auch Mimi nicht! Denn als die Mutter etwas überraſcht nach männlichen Schritten horchte, die in dem für die Damengarderobe reſervierten Raum erklangen, und Mimi abſenden wollte, um zu ſehen, wer ſich da drin herum bewege, flüſterte die Tochter eifrig: „Laß nur, Mama, — es iſt Helldorf! Er hat ſich gewiß zurückgezogen, um über die richtigen

Worte nachzudenken. Anna ließ ihn ja am Tisch keinen Augenblick locker — da hat er es jetzt sehr schlau angefangen."

„Ich kann mir nicht denken, daß er sich dazu unter die Mäntel und Tücher setzen sollte!" meinte die Mutter kopfschüttelnd.

„Thu mir den einzigen Gefallen und störe ihn jetzt nicht!" drängte Mimi, „Du kannst die ganze Sache verderben. Ich kenne Helldorf — er ist so eigentümlich! und ich bin fest überzeugt, es kommt heute zum Klappen, wenn er den richtigen Augenblick findet!"

Die Mutter, welche sich nicht die ungeheure Verantwortlichkeit auf die Seele wälzen mochte, den an seiner Erklärung angeblich „maikäfernden" Hauptmann zu unterbrechen, wandte sich zu ihren übrigen Gästen zurück. Diese hatten das zweifelhafte Vergnügen des Tanzens schon aufgegeben; nur ein unermüdlicher Primaner gaukelte noch mit einer etwas unwilligen Terpsichore umher und nötigte Karoline Siebmacher zum Weiterspielen.

Die anderen trieben sich währenddessen etwas zwecklos herum, betrachteten die Bilder an den Wänden, oder die Verzierungen an den Öfen, und einer dieser

unſeligen Irrfahrer, von der Juſtizrätin geleitet, die ihn auf die Kunſtſchätze der Wohnung aufmerkſam machte, gelangte mit ihr in das Zimmer, wo der Hauptmann und Anna in eifrigem Geſpräche ſaßen.

Verlegen erhoben ſich beide, und Anna ſtieß eine ziemlich unmotivierte Bemerkung über die reizende Muſik aus, die jetzt, wo die letzte Polka ſchon ſeit mehreren Minuten verſtummt war, doppelt frappierend wirkte.

Die Juſtizrätin warf Ännchen einen ſprechenden Blick zu, der nicht gerade von Liebe redete, und ſagte, als ſie von dem Paar gefolgt, wieder in den Tanzſaal trat, leiſe zu Mimi: „Da war es doch nicht der Hauptmann, der vorhin in der Garderobe umher lief.“

„Dann muß es wohl einer der Lohndiener geweſen ſein!“ erwiderte Mimi achſelzuckend.

„Die waren alle hier!“ bemerkte die Mutter befremdet.

Weitere Nachforſchungen wurden durch die Präſidentin unterbrochen, die wie ein Kriegsſchiff mit vollen Segeln auf die Wirtin losſteuerte, gefolgt von ihrem, vor Zahnweh ſprachloſen Gemahl, um ſich zu empfehlen.

„So leid es mir thut, beste Frau Justizrätin, Ihr reizendes Zauberfest verlassen zu sollen," — begann sie und rief mit der schneidenden Ironie dieses Satzes ein halbunterdrücktes Lächeln bei allen Anwesenden hervor.

Die Mutter machte einen schwachen Versuch, zum Bleiben zu nötigen, den zu ihrer großen Erleichterung niemand wörtlich nahm. Der Justizrat setzte seine Frau in nicht geringe Verlegenheit, indem er die Freude seines Herzens, die Gäste los zu werden, kaum soweit zu unterdrücken vermochte, als es der Anstand erheischte.

Mimi verwickelte den Hauptmann noch zur Entrüstung des ermüdeten Vaters in eine schalkhafte Diskussion über eine finstere Miene, die er ihr gegenüber sollte zur Schau getragen haben, und von der seine Seele nichts zu wissen schien. Endlich entwich er der Zauberin mit auffälliger Eile und stellte sich, Anna Hohenthal erwartend, im Hausflur auf.

Man hatte die letzten Damen nunmehr bis an die Garderobe geleitet, in welche die Wirte, den engen Raum bedenkend, nicht folgten. Der Moment erleichterter Abspannung, der solchen Festen zu folgen pflegt, trat ein.

Jeder der Gastgeber sank in einen anderen Fauteuil, die Gesellschaftsmiene wurde zum Alltagsgesicht, die Lohndiener begannen die Lichter auszulöschen, und der Justizrat gähnte so recht aus tiefster Seele.

„Na, alles nimmt ein Ende!“ sagte er behaglich, „sobald brauche ich keine Gesellschaft mehr zu geben. Es war ja furchtbar langweilig!“

„Ich fand es entzückend!“ rief Mimi, und warf einen schwärmerischen Blick nach oben.

„Geschmackssache!“ bemerkte der Vater, „ich muß gestehen, daß ich es jedem meiner Gäste gönne, wenn er sich so freut, mich los zu sein, wie ich mich freue, ihn los zu sein!“

„Nicht so laut, Albert!“ warnte seine Frau, „es könnte noch jemand im Flur sein!“

„Ach bewahre,“ sagte Mimi, „sie sind alle fort. Nein, Mama, aber wie die Siebmacher heute aussah! Diese Toilette! Und dabei spricht sie immer von ihrem guten Geschmack.“

„Das Kleid hat eine entsetzliche Farbe!“ bekräftigte die Mutter.

„Liebe Rätin,“ ertönte in diesem Augenblick eine etwas scharfe Stimme neben der Wirtin, die

wie vom Donner gerührt aufſprang, „wollen Sie vielleicht einmal Ihr Mädchen fragen, wo ſie einige von den Mänteln und Kapotten hingelegt hat?“ —

Frau Siebmacher, die eben bekrittelte, ſtets gefällige Freundin der Familie, ſtand mit zornbebenden Lippen, da ſie augenſcheinlich jede Silbe gehört hatte, neben ihren Wirten.

Der Juſtizrat pfiff unhörbar vor ſich hin, und Mimi ſtürzte an der Gereizten vorüber hinaus. Die anderen folgten, den Vater ausgenommen, der mit Geduld erwartete, daß die Garderobe, die ſein Schlafzimmer war, leer und ſomit wieder für ihn zugänglich werden möchte.

Ein ſchrilles Durcheinander von Stimmen, welches ſich in unheilverkündender Weiſe näherte, ließ den Juſtizrat erſchreckt auffahren, in der feſten Überzeugung, daß einer ſeiner lieben Gäſte bei ihm Feuer angelegt hätte.

Aber als Grund des Lärms erwies ſich die Entdeckung, daß ein großer Teil der Damenmäntel, Kapotten und Spitzentücher ſpurlos verſchwunden war und niemand zu ſagen wußte, wo ſie geblieben ſein konnten!

Der Gedanke an einen diebiſchen Überfall lag

um so näher, als der Justizrätin und Mimi jetzt plötzlich die unaufgeklärten Schritte in dem bewußten Zimmer einfielen und sie unter vielen Versicherungen des Bedauerns der Befürchtung Ausdruck gaben, daß am Ende die Flurthür offen geblieben sei und ein Fremder sich auf diese Weise eingeschlichen habe.

„Ja, liebste Bernau!“ begann Frau Siebmacher, an der außer der belauschten Kritik über ihr Gewand auch noch der Kummer um die Spitzenkapotte ihrer Karoline und um ihren eigenen Wintermantel nagte, „da läßt man doch aber aufpassen! Bei mir sind an solchen Tagen die Garderobezimmer fest verschlossen, und der Schlüssel bleibt in meiner Tasche!“

Die Justizrätin schwieg schuldbewußt.

„Es ist mir nicht um die Sachen zu thun!“ wehklagte Frau Siebmacher mehr moralisch als wahrheitsgetreu, „aber das Gefühl, daß so etwas vorkommen kann, ist so unerquicklich! Karoline, Dein guter Spitzenshawl!“

Da stürzte die Präsidentin herein.

„Meine Pelzstiefeln sind auch fort!“ rief sie drohend, „das ist ja eine reizende Überraschung! Hast Du Dein Cachenez, Ludwig?“ wandte sie sich

an den Gatten mit den Zahnschmerzen, „nein? dann ist das auch den Weg alles Fleisches gegangen! Heiter! das ist wahr! Lassen Sie doch die Polizei holen, — es ist gewiß ein Hausdieb!“

Die beiden Dienstmädchen, welche die interessante Scene im Hintergrund mit fieberhafter Aufregung belauscht hatten, brachen bei diesen Worten in geräuschvolle Thränen aus und versicherten hoch und teuer ihre fleckenlose Seelenreinheit. Der Lärm war betäubend, und die armen Wirte eilten beschwichtigend von einem zum andern.

Frau von Hohenthal mit Annchen, die auch ihren Mantel eingebüßt hatte, waren währenddessen still fortgegangen. Der Hauptmann Helldorf hatte die Gelegenheit wahrgenommen und sich für Anna seines Mantels beraubt, ein Umstand, der ihm einen willkommenen Vorwand bot, die Damen nach Hause zu begleiten. Das Resultat dieses Spaziergangs werden wir noch am Ende unserer Geschichte erfahren.

Die anderen bestohlenen Gäste, die keinen Hauptmann und keinen Mantel zur Disposition hatten, wagten es nun aber nicht, der Winternacht Trotz zu bieten. Die Umhüllungen von Justizrats reichten um so weniger aus, das Verlorne zu ersetzen, als

ein großer Teil der Sachen, um Raum zu ſchaffen, mit den Kindern zu Siebmachers geſchickt war. Daß der Pelz des Vaters auch ſpurlos von ſeinem gewöhnlichen Platz verſchwunden und nicht aufzufinden war, verſchwieg die Juſtizrätin noch, um den Sturm nicht zum Orkan zu entfeſſeln.

Aber es wurden nun Boten über Boten ausgeſendet, um aus den Wohnungen der verſchiedenen Gäſte Mäntel und Tücher zu holen. Die unabweisliche Folge hiervon war, daß die Beraubten ſich um zwei Uhr des Nachts noch einmal bei Juſtizrats häuslich niederließen, und die bedauernswerte Wirtin in ihrer Herzensangſt ſich den Kopf über irgend ein Thema zerbrach, welches man in dieſer Stunde und Stimmung paſſend anſchlagen konnte.

Die Geſellſchaft bot einen tragikomiſchen Anblick. Der Präſident hatte einen einſamen Platz in einem Lehnſtuhl aufgeſucht und preßte ſeine ſchmerzende Wange an die Seitenlehne, während er Aufforderungen, eine Zigarre oder ein Glas Bier zu nehmen, nur mit unwilligen Konſonanten und Pantomimen begleitete.

Seine Frau verſank alle Augenblicke hinter ihrem großen Fächer und gähnte in deſſen Schutz nach

Kräften. Frau Siebmacher betrachtete mit ſchlaftrunkenen Augen die Illuſtrationen zum Gaudeamus, die zu ihrer Stimmung recht wenig geſchaffen waren! Mimi und Karoline hingen wie welke Pflanzen über ein Album mit Reiſeanſichten herab, die in jedem Moment das Langweiligſte ſind, was man ſich irgend vorſtellen kann, in todmüder und überwachter Laune aber geradezu bösartig wirken.

Mimi fühlte ſich verpflichtet, ſowie der Blick ihrer Gefährtin auf eine andere Seite fiel, mit monotoner Stimme, wie ein Führer von Profeſſion, auszurufen: „Wernigerode — Blankenburg — Halberſtadt“ und zuweilen zu fragen: „ſüß — nicht wahr?“ worauf die andere mechaniſch nickte, und gar nicht ſüß ausſah, da ſie ſich bei ihrer ganzen Tour durch den Harz über ihr Spitzentuch ärgerte.

Der Juſtizrat nickte alle Augenblicke ein, und ſank vornüber, fuhr aber gleich erſchreckt wieder in die Höhe, und ſah verſtohlen nach der Uhr, in dem Gefühl, ſtatt zwei Minuten zwei Stunden wie tot geſchlafen zu haben.

Dann ſtarrte er gläſernen Blickes auf dieſe unvermutete zweite Auflage ſeiner Geſellſchaft, bis ſich das vorige Verfahren wiederholte.

Der erste Bote mit türkischem Tuch und Filzschuhen erschien so willkommen, wie die Taube mit dem Ölblatt, und nach und nach wurde denn die ganze Gesellschaft ausgelöst, wobei es glücklich dreiviertel vier Uhr geworden war.

Die Wirte geleiteten jeden Gast unter leidenschaftlichen Entschuldigungen und dem Aussprechen der festen Überzeugung, daß sich alles wiederfinden werde, zur Thür, ließen sich von jedem versichern, „es hätte ja gar nichts zu sagen — und so etwas könnte überall vorkommen“ und trugen die stille Zuversicht davon, daß jeder auf dem ganzen Nachhauseweg und die folgenden fünf Tage hindurch in allen Tonarten auf Justizrats und ihre Gesellschaft räsonnieren würde. Die überwältigende Müdigkeit des Augenblicks ließ aber, im Vergleich zu der Aussicht, ins Bett zu gelangen, alles andere mit stoischem Gleichmute ins Auge fassen.

Der Justizrat erlebte allerdings noch etwas Schmerzliches, er glaubte, daß der Hauptmann nur, wie die anderen Freier seiner Mimi, nicht den richtigen Moment zum Sprechen habe finden können. Daher frug er seine Frau ganz unbefangen: „nun, wie steht es mit Mimis Herzensangelegenheit?“

Da bekam er nur ein zorniges „ach, laß mich ſchlafen!“ zur Antwort, und verſtummte ganz erſchrocken.

Der nächſte Morgen gab übrigens den gewünſchten Beſcheid, denn in aller Frühe ſchrieb der Hauptmann Helldorf, und zeigte ſeine Verlobung mit Anna von Hohenthal an, zu der man ihm natürlich „herzlich“ Glück wünſchen mußte.

So begann der Tag nach der Geſellſchaft. Er entwickelte in ſeinem Verlauf noch folgende greifbare Reſultate des Feſtes.

Erſtens war einer der von Siebmachers entlehnten ſilbernen Löffel abhanden gekommen, und mußte erſetzt werden.

Zweitens befand ſich die Familie im unbeſtrittenen Beſitz von einem ganzen und einem halben Rehrücken, von vier Schüſſeln Mayonnaiſe, und einer großen, haltlos in ſich zuſammenſinkenden Pyramide von Erdbeereis. Man konnte ſich nun mit mathematiſcher Genauigkeit ausrechnen, daß man acht Tage lang von dieſen Reſten leben konnte, und leben würde, ein Gedanke, bei dem man ſich allerſeits im voraus ſchüttelte.

Drittens hatte der Vater ſeinen Pelz eingebüßt.

Viertens lag Mimi mit einem Migränetuch den ganzen Tag über leichenblaß auf dem Sofa, und hielt sich nicht nur für berechtigt, sondern sogar für verpflichtet, zu weinen, wenn sie jemand ansah oder gar ansprach.

Als daher der Justizrat, wie Marius auf den Trümmern von Karthago sitzend, das Facit der letzten Zeit zog, sagte er freundlich zu seiner Frau: „Weißt Du, Cäcilie, die Gesellschaft war aber hübsch, — so etwas wollen wir doch öfter machen!“

Der gebrauchte Flügel.

Wer dem Kandidaten der Philologie Johannes Schulz geſagt hätte, daß der 22. April dieſes Jahres eben ſo verhängnisvoll für ihn werden ſollte, als der 22. April des vergangenen Jahres — dem hätte er's nicht geglaubt.

Es war doch damals eine gar zu unangenehme Geſchichte!

Als der Kandidat heut unter einem großen Regenſchirm durch die Straßen wanderte, und mit der gewiſſen, intenſiven Erbitterung fror, die wir alle empfinden, wenn das Datum mit der Temperatur nicht übereinſtimmen will, da fiel ihm der Jahrestag des heutigen zweiundzwanzigſten mit um ſo grellerer Deutlichkeit wieder ein, als dieſer äußer-

lich mit seinem Vorgänger gar keine Ähnlichkeit zeigte. Vor einem Jahr hatte ihn die Welt zur selben Stunde anders angesehen! Der damalige Apriltag war ein sonniger, fröhlicher, lachender Gesell gewesen, dem zu Ehren man sich versucht fühlte, einen Veilchenstrauß im Knopfloch und kühne Entschlüsse im Herzen zu tragen. Ja, dieser Frühlingsmut konnte sogar über einen kommen, der, wie unser Held, unendlich schüchtern, unendlich kurzsichtig, und unendlich wenig von sich selbst durchdrungen war.

Er sah sich in seiner ganzen, respektabeln Länge — 1,80 nach genauester Feststellung — die Stufen zu der Parterrewohnung der Frau Direktor Brandt ersteigen, — er empfand wieder das gemischte Gefühl, mit welchem er den Klingelgriff in der Hand hielt, und welches es ihm ebenso wünschenswert erscheinen ließ, angenommen, wie abgewiesen zu werden! „Die Damen sind zu Hause", sagte das Mädchen, das ihm die Thür öffnete. Ja wohl, so war es!

Und nun stand ihm die ganze Scene mit peinlicher Deutlichkeit wieder vor der Seele. Er hörte, wie das Thürschloß hinter der guten Direktorin ein-

ſchnappte, und ſah ſich, im Frack und weißer Halsbinde mit den allerernſteſten Abſichten dem lieblichen Geſichtchen Gertruds gegenüber. Daß er da etwas geſagt hatte, war ihm klar — wenn er auch nicht mehr wußte, was; aber es war ein Heiratsantrag geweſen — ohne allen Zweifel!

Und Gertrud war tief errötet, und hatte nicht Ja geſagt, ſondern undeutlich etwas gemurmelt! Die konzentrierte Verlegenheit, Angſt und Aufregung der letzten Stunden, im tückiſchen Einverſtändnis mit der Aprilhitze draußen war darauf dem Kandidaten Johannes Schulz ſiedendheiß zu Kopf geſtiegen, — und der Schlußeffekt des Bildes war, daß er, den Hut in der Hand, davonſtürzte, an einen Laternenpfahl und zwei Marktweiber anrannte, und das Bewußtſein hatte, einen Korb bekommen zu haben.

Das konnte er freilich nicht ſehen, daß in der Stube, die er ſoeben verlaſſen, die junge Dame mit beiden Füßchen ſtampfte und ſagte: „Nachlaufen kann ich ihm doch nicht! Zu dumm!“ und dann anfing zu weinen.

Das wurde ſein letzter Tag in jener Stadt — er beſchleunigte damals ſeine längſt projektierte Ab-

reiſe nach B. gewaltig, verließ den Ort ſeiner vermeintlichen Demütigung, und, wie er hoffte, auch jede Erinnerung daran. Und heute war wieder der 22. April! Ein ganzes Jahr hatte ſich ſchon jener Epiſode angereiht!

In ſeine Gedanken vertieft, ging unſer Kandidat weiter und weiter und bemerkte plötzlich, daß er ſein Ziel ſchon überſchritten habe.

Heut morgen erhielt er nämlich einen Brief ſeines Bruders, worin ihn dieſer bat, doch ſofort nach dem Wilhelmsplatz 1 zu gehen und den ſeit mehreren Tagen in der Zeitung als verkäuflich angezeigten „gebrauchten Flügel“ als Sachverſtändiger zu prüfen, und zu erſtehen, und zwar alles möglichſt raſch, da er zu einem Geburtstagsgeſchenk beſtimmt ſei.

Da war keine Zeit zu verlieren, und Johannes machte ſich, das Zeitungsblatt in der Taſche, auf den Weg, trotzdem es, wie wir geſehen haben, vom Himmel goß, ſo viel es nur irgend gießen konnte.

Der Gang war auch abgeſehen davon ein ſaurer für den guten Kandidaten, — es iſt manchen Menſchen unter allen Verhältniſſen unangenehm, mit fremden Leuten zu thun zu haben, wenn man aber,

wie schon erwähnt, sehr schüchtern, sehr kurzsichtig und sehr ängstlich ist, so wird die Sache noch häßlicher. Der Kandidat seufzte.

Da war er auf dem Wilhelmsplatz. Welche Hausnummer trug doch das Inserat? Er hatte ja einen roten Strich daneben gemacht, das erleichterte die Sache — aha, hier! Wilhelmsplatz 1, parterre.

Wilhelmsplatz 1 war ein wunderschönes Haus mit mächtigem Vestibül, in dem eine etwas beleidigt aussehende Flora unter Orangenbäumen den Zeigefinger nach der Treppe ausstreckte, als wenn diese nicht ohnehin zu sehen gewesen wäre. Der Kandidat erstieg die wenigen, teppichbelegten Stufen, und rieb seine Nase am Klingelschild — wenigstens machte es auf den unbefangenen Beobachter immer diesen Eindruck, wenn Johannes Schulz las. Der vielsilbig gräfliche Name machte ihn stutzen — er klingelte aber.

Ein unsäglich vornehmer Diener, der entschieden eben geschlafen hatte, öffnete die Thür, indem er vorläufig ein Auge aufmachte.

Da der Kandidat, seinen Gewohnheiten und Eigentümlichkeiten gemäß, immer eine geraume Zeit brauchte, bis er anfing zu reden, schien der Lakai

ernſtlich mit ſich zu Rate zu gehen, ob er das eine Auge nicht auch wieder zumachen ſollte. Endlich brachte Johannes heraus: „Ich komme wegen der Annonce in der Zeitung.“

„Aha!“ ſagte der Vornehme, und betrachtete unſeren Kandidaten mit plötzlichem Intereſſe vom Kopf bis zu den Füßen, „bitte, gehen Sie da hinein!“

„Alſo doch richtig!“ dachte Johannes erleichtert, und betrat ein teppichbelegtes Gemach von größter Eleganz, in deſſen Mitte ein kunſtvoll eingelegter Flügel ſtand, der für die beſcheidene Form, in der er annonciert war, „ein gebrauchtes Inſtrument“ jedenfalls noch eine recht prunkende Außenſeite zeigte. Indes das war ja Sache des Beſitzers.

Johannes wartete und wartete.

Endlich öffnete ſich die Thür; ein bärtiger Herr, deſſen eine Geſichtshälfte noch zum Raſieren eingeſeift war, ſteckte den Kopf herein und rief: „Aha, da ſind Sie ja! Warten Sie!“ und zog den Kopf wieder zurück.

Der Kandidat fühlte ſich etwas gekränkt durch dieſe ſummariſche Art und Weiſe, ſtand aber gehorſam und wartete der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich näherte er ſich behutſam dem Flügel,

den er doch gewissermassen schon als sein Eigentum betrachtete, öffnete ihn, und schlug einen Ton an.

Da öffnete sich wieder die Thür, und der Herr von vorhin, jetzt ganz rasiert, trat herein und rief mit zornigem Ton: „Nun, das muß ich gestehen! Werden Sie wohl gleich den Flügel zumachen.“

Der arme Kandidat prallte so schnell zurück, als hätte das Instrument sich bei seiner Berührung in glühendes Eisen verwandelt, und begann dann, für seine Verhältnisse schnell genug: „ich bin so frei, wegen der Zeitungsannonce —“

„Ja wohl — ganz recht!“ sagte der Herr, ein schwarzbärtiger, äußerst martialisch aussehender Riese mit einer furchtbaren Baßstimme, „Sie haben gedient?“

„Nein,“ sagte der Kandidat.

„Das ist dumm! Stellen Sie sich 'mal dorthin!“ befahl der Hausherr, „dort an die Thür!“

„Aber mein Herr!“ stammelte der erschrockene Johannes.

„Ach was, ich bin eilig — zu langen Redensarten habe ich keine Zeit! Stellen Sie sich 'mal dorthin, sage ich! Irene, meine Liebe, könntest Du wohl einmal herein kommen?“

Auf dieſen Anruf ſchwebte eine äußerſt fatiguierte Dame ins Zimmer und ſank ſofort in einen Seſſel.

„Irene, der Mann kommt wegen unſerer Annonce,“ ſagte der Rieſe, „was meinſt Du zu ihm?“

Irene legte ihre Lorgnette ans Auge und betrachtete den Kandidaten ſtumm prüfend. „Maladroit!“ flötete ſie dann.

„Aber ich muß doch ſehr bitten!“ ſchrie der Kandidat mit verzweifelter Anſtrengung.

„Bitten Sie nachher!“ ſchnitt ihm der Hausherr das Wort ab, und zog die Klingel. „Martin ſoll kommen — aber gleich!“ rief er dem eintretenden, jetzt ganz erwachten Diener zu.

Ehe der Kandidat ſich darüber klar geworden war, ob Martin dazu beſtimmt ſei, ihn umzubringen — etwas ähnliches fuhr ihm bei dieſer merkwürdigen Behandlung durch den Kopf — erſchien der Gewünſchte, ein ſchlanker Jüngling in Lederhoſen und Stalljacke.

„Martin, ſtelle Dich einmal neben den Mann!“ kommandierte der Graf, „ſiehſt Du, Irene — die Größe würde paſſen!“

Aber nun war es dem Kandidaten zu viel! „Ich will ja den Flügel kaufen!“ rief er mit dem Mut der Verzweiflung.

Dieſes Wort, das ſchon lange hätte geſprochen werden ſollen, brach den unheimlichen Zauber — die ganze Geſellſchaft, Graf und Gräfin, Kandidat und Reitknecht, ſtarrte ſich erſt wortlos an und fing dann mit mehr oder weniger Reſerve an zu lachen — der Kandidat freilich, bei dem ſich der Hausherr einmal übers andere entſchuldigte, lachte etwas bitterſüß — aber was halfs? — er lachte doch mit!

„Aber wie iſt denn dies Mißverſtändnis gekommen?“ fragte endlich Irene, die von der Anſtrengung der Heiterkeit wieder ſehr angegriffen ſchien.

Der Kandidat ſuchte mit bebenden Händen in ſeinem Zeitungsblatt nach dem roten Strich — ja freilich — der war etwas zu lang geraten! Das Haus Wilhelmsplatz 1 hatte zweimal untereinander annonciert — der „gebrauchte Flügel“ ſtand oben, ohne Angabe der Etage — darunter wurden Reitknechte mit guten Atteſten erſucht, ſich perſönlich vorzuſtellen — Wilhelmsplatz 1 parterre.

Da nun auf beiden Seiten eine Dummheit paſſiert war, ſo wäre man mit dem gegenſeitigen Entſchuldigen nie fertig geworden, wenn der Graf nicht geſagt hätte: „wer kann denn aber hier im Hauſe einen Flügel verkaufen wollen?“

„Ach, das ſind gewiß die Leute im dritten Stock,“ hauchte Irene, und fächelte ſich Kühlung zu, „wo die vielen Töchter ſind — da hört man ja öfter Klavier ſpielen!“

Dem Kandidaten ſchien dies auch das Wahrſcheinlichſte, und indem er nochmals Entſchuldigungen mit ſeinen zeitweiligen Wirten austauſchte, trat er echauffiert, ängſtlicher denn je und ſehr verſtimmt den Weg nach dem dritten Stockwerk an.

An der Entreethür, deren eine Scheibe zerbrochen war, befand ſich kein Porzellanſchild, ſondern eine ſchief angenagelte Viſitenkarte, die beſagte, daß hier der Rendant Waltz ſein Domicil habe.

Auf das Klingeln des Kandidaten öffnete eine Dienſtmagd mit ſo viel verbundenen ſchlimmen Fingern, daß Johannes den Eindruck empfing, als müßten es mindeſtens fünfundzwanzig ſein. Entſchloſſen, durch energiſches Handeln hier jedem Mißverſtändnis vorzubeugen, eröffnete der Kandidat die gegenſeitigen Beziehungen mit der durchaus klaren Bemerkung: „ich komme wegen des Flügels.“

„Ganz recht!“ ſagte die Magd, und drückte, um ihren Finger zu ſchonen, eine Thürklinke mit dem Ellbogen auf, „gehen Sie nur dahinein! —“

Das Zimmer, welches der Kandidat auf dieſe Aufforderung hin betrat, ſchien die „gute Stube“ zu ſein. Man konnte nicht behaupten, daß die Göttin des Geſchmackes über der Einrichtung geſchwebt hätte! Die rotſamtnen Möbel zeigten mehr hiſtoriſch intereſſante als hübſche Spuren davon, daß ſchon Generationen mit den Füßen darauf herum getreten waren. Auf dem einen Lehnſeſſel lag ein zerriſſenes Antimakaſſar, auf dem andern als Pendant dazu ein Kopfkiſſenbezug, an dem vier Bänder unbefangen herunter hingen.

In der Mitte des Zimmers ſtand ein runder Tiſch mit einer Decke darauf, die ein wohlwollender Beurteiler allenfalls weiß hätte nennen können. An dem Tiſche ſaß ein etwa zehnjähriger Junge, mit Schularbeiten beſchäftigt, der ſeinen hölzernen Federhalter im Eifer des wiſſenſchaftlichen Forſchens ſchon bis an die Metallkapſel aufgegeſſen hatte. Der Junge hatte in jedem Ohr einen Finger und rechnete mit verzweifelter lauter Stimme: „Fünf von zwei — kann ich nicht — borg' ich mir eins —“ und dann ſpritzte er von Zeit zu Zeit die Feder über das Tiſchtuch aus, welches aber an derartige liebloſe Behandlung gewöhnt ſchien. Ein Klavier

war nirgends zu entdecken. Da der kleine Archimedes am Tiſche nicht gewillt ſchien, ſich ſeine Kreiſe durch den neuen Ankömmling ſtören zu laſſen, ſo tippte der Kandidat ihm auf die Schulter. „Wo ſteht der Flügel, mein Sohn?“ fragte er mit ſanfter Stimme.

Der Junge nahm darauf die Ellbogen vom Tiſch und fing zu nicht geringem Schrecken des Kandidaten mit gellender Stimme an zu rufen: „Großmutter, Großmutter!“ ohne ſich dabei von ſeinem Platze zu rühren.

Ein langgezogenes, noch um einige Oktaven höheres „Ja!“ aus unbekannten Regionen antwortete ihm, und kurz darauf trat die Großmutter ein, in einer Haube mit apfelblütfarbigen Bändern und zwei wagrecht hervortretenden Ohrringen. „Ach, Sie kommen wegen des Flügels!“ begann ſie ſehr freundlich, „da wollte ich Ihnen ſagen —“

„Ihr ſollt hier nicht ſo viel ſprechen!“ ſchrie der rechnende Junge zornig, „ich kann nicht arbeiten.“

Die Großmutter, welche unter der Botmäßigkeit dieſes kleinen Unholdes zu ſtehen ſchien, winkte unſern Kandidaten in das andere Zimmer. Errötend folgte er ihren Spuren und ſtand vor einem etwas

altersmüden Flügel von entsetzlich häßlicher, gelber Farbe. Johannes betrachtete diesen Kasten mißtrauisch. Das Zimmer, in dem das Instrument stand, war groß, kahl und entschieden seit Menschengedenken nicht geheizt. Besonders nervenberuhigend wirkte ein beständig auf- und zuschlagendes Fenster, welches von spekulativen Köpfen sehr gut als Metronom bei musikalischen Übungen hätte benutzt werden können. —

„Probieren Sie doch 'mal den Ton!“ ermutigte die Großmutter und schob einen kleinen Klavierseſſel ohne Lehne an das Instrument.

Der Kandidat nahm arglos Platz, aber der tückische Stuhl gab plötzlich nach, streckte eins seiner Beine von sich, und der Kandidat stürzte um und rollte ohne weitere Bemerkung unter das Klavier.

Ärgerlich, erschrocken und bestaubt raffte er sich auf und seine Gefühle wurden nicht sanfter, als er entdeckte, daß der Junge, durch das Geräusch angelockt, in der Thür erschienen war und so lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen.

Die Großmutter war etwas verlegen. „Ach das war der zerbrochene Stuhl,“ sagte sie entschuldigend, „daran hatte ich nicht gedacht.“

Der Kandidat, durch seine trüben Erfahrungen gewitzigt, saß nunmehr auf einigen Stühlen Probe und zog dann den, der ihm standhaft schien, an das Instrument.

Doch ein neues Hindernis trat ein — der Flügel ging nicht auf!

„Ja, was ist denn das?“ sagte die Großmutter ärgerlich, „wo ist der Schlüssel? Wer hat zuletzt gespielt? Ruf doch einmal die Gustel!“ befahl sie dem Jungen, der sich widerwillig zum Gehen anschickte.

„Die Gustel“ erwies sich als eine Tochter des Hauses mit einer unglaublichen Menge von Locken, die ihr bis in die Stirn und bis auf den Rücken hingen, mit einem verblichenen grünen Wollkleide und drei Schnuren Wachsperlen als Kollier.

Sie beteuerte, nicht zuletzt gespielt zu haben, und schob die Schuld auf zwei Mädchen mit herrlichen Namen, Klotilde und Amanda, die denn auf Weisung der Großmutter auch herbeigeholt wurden.

Dem Kandidaten war schon zu Mute wie im Märchen von der klugen Else, als Amanda, Klotilde und schließlich sogar ein sehr strenger, sehr kleiner und sehr schäbiger Papa nach einander auf der Bildfläche erschienen. Die Mama, deren mehrfach Er-

wähnung geſchah, teilte anſcheinend das Schickſal des Schlüſſels und war nicht zu finden.

„Sieh doch 'mal nach dem Speiſeſchrank, Amanda,“ ſchlug die Großmutter vor, „die Mama ſchließt den ja manchmal mit dem Klavierſchlüſſel auf, wenn der andere verlegt iſt.“

„Im Speiſeſchrankſchloß ſteckte nichts, wie der Schuhknöpfer,“ erklärte Amanda zurückkehrend mit größter Unbefangenheit.

„Verſuch's doch einmal damit!“ riet Guſtel wohlwohlend, die indeſſen einen ſilbernen Theelöffel zwiſchen Klappe und Taſten geſchoben und als Dietrich zu benutzen verſucht hatte.

Nachdem die Magd mit den verbundenen Fingern noch mit einem Licht ohne Leuchter in der Rechten unter allen Möbels umhergeleuchtet und dadurch ein ſtilvolles Muſter von Stearinflecken fabriziert hatte, wollte es der Kandidat ſchon aufgeben, den Klang des hermetiſch verſchloſſenen Inſtruments zu prüfen, als plötzlich der Großmutter einfiel, daß der Schlüſſel zwiſchen das Fenſter geſteckt ſei, um das Zuſchlagen zu verhüten!

Im Triumph wurde der Vermißte nun herbei gebracht, und der Kandidat begann auf dem zwar

etwas verſtimmten, aber ganz guten Inſtrument einige Takte zu ſpielen.

„Ach, das klang ja gerade wie der Fledermauswalzer!“ rief Guſtel mit den Wachsperlen entzückt, „ſpielen Sie den doch einmal — nach dem tanzt ſich's ſo reizend!“

„Ach ja!“ riefen die beiden andern Schweſtern im Chor, „können Sie den ſpielen? Ach, ſpielen Sie doch!“

Der Kandidat dachte erſtens in ſeiner Gutmütigkeit, daß es ja ſchließlich wenig darauf ankomme, ob er den Flügel mit dem Fledermauswalzer oder einem andern Stück probiere — ſodann war aber auch ein gewiſſer Galgenhumor über ihn gekommen — er ſpielte!

Die lebensluſtige Familie begann ſofort, ſich unter einander aufzufordern und einen improviſierten kleinen Ball zu feiern.

Sogar der rechnende Junge beteiligte ſich daran, indem er zwiſchen den Schweſtern umher groteske Solotänze aufführte, die darin gipfelten, die andern womöglich umzurennen.

Schließlich wurde ſogar der Papa in die Reihen gezogen, jubelnd und lachend drehte ſich die ganze

Gesellschaft im Kreise, bis der Kandidat, dem hier der Zweck nur Mittel zu werden schien, erschöpft die Hände sinken ließ.

„Nun, Kinder," sagte der Papa auf dieses Signal hin, mit dem Bestreben vom Gemütlichen zum Geschäftlichen zu kommen, „laßt jetzt das Tanzen — wir müssen doch zunächst hier fertig werden!"

„Wie gefällt Ihnen der Flügel?" wandte er sich patronisierend an den Kandidaten.

„Oh — recht gut soweit!" sagte Johannes, „er ist nur sehr verstimmt! Darf ich fragen, was er kostet?"

„Nun, das kann Ihnen doch eigentlich ganz gleichgültig sein!" erwiderte der Papa etwas würdevoll.

„So ganz doch nicht," sagte der Kandidat bescheiden, aber doch erfreut, daß er einen so wohlhabenden Eindruck machte, „ich handle im Auftrage meines Bruders!"

„Wieso?" fragte der Papa mit etwas verblüffter Miene.

„Ja, mein Bruder wünscht den Flügel zu kaufen," sagte der Kandidat harmlos.

„Unsern Flügel?" fragte Gustel, näher tretend.

„Unſern Flügel?“ wiederholten die anderen im Chor.

„Wie kommen Sie denn darauf, unſern Flügel zu kaufen?“ inquirierte der Papa ſtreng.

„Aber um des Himmels willen,“ rief der Kandidat, außer ſich über dies zweite Mißverſtändnis, „wenn Sie ihn nicht verkaufen wollen, wozu habe ich ihn denn da probiert?“

„Nun, ich dachte, Sie wollten ihn ſtimmen,“ ſagte der Papa voller Staunen.

Der Kandidat griff wieder nach ſeinem Zeitungsblatt.

„Ich wurde hierher gewieſen,“ ſagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme, „weil — wollen Sie ſich überzeugen?“

„Ja, das iſt aber nicht bei uns!“ rief wieder der Chor der Mädchen, die ſich neugierig um das Zeitungsblatt gedrängt hatten, „das wird unten im zweiten Stock ſein!“

Der Kandidat war ſprachlos! Dazu hatte er dieſer wilden Familie eine halbe Stunde lang Walzer vorgeſpielt, um zu erfahren, daß ſie ihn für den Klavierſtimmer gehalten hatten.

„Nun bin ich bloß neugierig,“ ſagte er vor ſich

hin, als er von seiner so unnötig erkletterten Höhe wieder herabstieg, „für was ich hier werde gehalten werden! Diesmal vielleicht für einen Menagerie-besitzer — ich wundere mich über nichts mehr!“

Wenn er seinem Herzen hätte folgen dürfen, so wäre unser Kandidat einfach vor diesem neuen Versuch nach Hause gegangen und hätte Flügel — Flügel sein lassen. Aber seine brüderlichen Gefühle überwogen — er wollte doch das Seinige in des Worts verwegenster Bedeutung gethan haben, um seinem Bruder die Freude nicht zu verderben — und die Zeit drängte.

So klingelte er denn zum drittenmale an einer fremden Thür, sagte nun aber, als die Pforte sich öffnete, sofort: „Ist hier ein Flügel zu verkaufen?“

„Jawohl!“ erwiderte auch dieses Dienstmädchen, „bitte, treten Sie näher!“

Und sie that auch hier eine Thür auf, und der Kandidat trat ein.

In einem hellen, freundlichen Zimmer stand ein Flügel, und neben dem Flügel — aber das war doch zu toll!

Gegen den Tumult von Empfindungen, der

unſern Kandidaten in dieſem Moment bewältigte, waren alle vorhergehenden Erlebniſſe nur Kinderſpiel!

Neben dem Flügel ſtand, gerade wie heute vor einem Jahr, lieblich, errötend, ſchüchtern — Gertrud Brandt — und er ihr gegenüber, auch errötend, auch ſchüchtern — wenn auch nicht lieblich!

Daß der Kandidat während der erſten zwei Minuten keine Silbe ſprach, läßt ſich leicht denken! Er betrachtete nur mit hämmernden Schläfen und ſehr unbeſtimmten Gedanken die beiden kleinen Hände da vor ihm, die ſo feſt in einander verſchränkt waren, und deren Goldfinger durch kein beſonderes Abzeichen geſchmückt war.

Endlich brach Gertrud das Schweigen.

„Woher wußten Sie denn ſchon, daß ich hier bin?“ fragte ſie mit etwas zitternder Stimme.

„Ich wußte es gar nicht,“ ſtammelte der Kandidat, „ich kam ja nur — ich wollte den Flügel kaufen!“

Das Mädchen wendete einen Augenblick den Kopf ab.

„Ach ſo!“ ſagte ſie dann ruhig — ſehr ruhig, wie es dem Kandidaten ſchien, — „da werde ich meine Tante rufen!“

Und ſie wandte ſich zum Gehen.

Unſer Kandidat aber, der heute ſchon ſo viel Betäubendes erlebt hatte, reifte im Feuer dieſes abenteuerreichen Morgens zum Helden und that einen haſtigen Schritt auf ſie zu.

„Mein Fräulein!“ begann er zu ſeinem eigenen maßloſen Erſtaunen mit feſter Stimme, „ſind Sie immer noch ſo geſinnt, wie Sie damals waren?“

Da zuckte ein allerliebſtes, ſchelmiſches Lächeln über Gertruds Geſicht. „Nun freilich!“ ſagte ſie halblaut.

Der Kandidat trat zurück.

„Dann bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie mit dieſer Frage beläſtigte,“ ſagte er düſter, „ich — ich — verzeihen Sie — aber ich kann den Flügel in dieſem Augenblicke nicht kaufen!“

Und mit einer mehr tiefen, als anmutigen Verbeugung wollte er ſich entfernen, als er ſeinen Namen rufen hörte. Er blieb ſtehen.

„Herr Schulz!“ ſagte das Mädchen leiſe, „Herr Schulz,“ wiederholte ſie noch einmal und kämpfte ſichtlich mit ſich. „Nein, es iſt doch zu peinlich!“ brachte ſie endlich mühſam hervor, „ſo fragen Sie doch mal anders!“

Und damit ging ſie ans Fenſter und ſah angelegentlich hinaus.

Der Kandidat ſtand ſtarr da.

„Anders?“ wiederholte er, wie betäubt.

„Nun ja,“ rief das Mädchen zwiſchen Lachen und Weinen, „ehe Sie fragen, ob ich noch ſo geſinnt bin, wie damals, müſſen Sie doch überhaupt erſt wiſſen, wie ich damals geſinnt war! Sie haben mich ja damals ganz falſch verſtanden, heute vor einem Jahr!“

„Sie ſagten doch Nein!“ ſtammelte der Kandidat.

„Nein, ich ſagte Ja!“ rief Gertrud, nun wirklich ärgerlich, „ich muß es doch wohl am beſten wiſſen! Und wenn Sie mich nun heute fragen, ob ich noch gerade ſo geſinnt bin, da muß ich doch wieder ja ſagen!“

Als der Kandidat nach einer Stunde im Beſitz nicht nur eines Flügels, ſondern auch einer Braut die Treppen wieder hinab ſtieg, murmelte er vor ſich hin: „Und wenn ich mir denke, daß ich von Rechts wegen ſchon ſeit heute vor einem Jahr verlobt ſein könnte! Ich war doch zu dumm!“

Verzaubert.

An einem ſtillen, klaren Herbſtabend ging ich zum erſtenmal wieder den ſchmalen Wieſenpfad hinauf, der mich vor Jahren ſo oft nach dem alten Herrenhofe geführt hatte.

Wie einſt, ſo hing mein Auge auch heut an dem ſtattlichen, grauen Turm, der neben dem Hauſe aufragt — wie einſt — und zugleich wie anders! Wußte ich doch heut nicht ſicher und gewiß, daß die ſchwere Thür ſich gaſtlich für mich öffnen würde, wie damals — und wußte nicht, wer hinter den hohen Fenſtern ſaß!

Die Jugendgeſpielin, mit der ich hier die Knabenzeit und die Thorheiten der Mondſcheinjahre durchlebt, — wo war ſie heut? Wo waren alle, die in der ſeltſamen Geſchichte von damals mitgeſpielt?

Ich will versuchen, die Erinnerungen aus jener Zeit wiederzugeben — es ist ja alles längst vorbei — Thorheiten und Leidenschaften — Lachen und Weinen — es liegt weit, weit hinter mir — und doch kann es mir einsamen Mann hin und wieder begegnen, daß ich mich auf dem alten Seufzer ertappe — „wo sind die schönen Tage hin, da wir so unglücklich waren?“

* * *

's war 'mal ein Prinzeßchen!

Ich habe nie ein Bild von ihr gesehen! Und in dem Augenblick, wo es mich fast mit sehnsuchtsvollem Schmerz erfüllt, daß keine Malerhand es je versucht, dies ernste, junge Gesicht so festzuhalten, wie es damals war — in demselben Augenblick muß ich mir sagen, daß kein Bild sie hätte wiedergeben können!

Schon als wir beide noch Kinder waren, empfand ich, halb unbewußt, welche gehaltene Anmut, welche träumerische Würde über der zierlichen Gestalt meiner Spielgefährtin lag. Fast niemals habe ich sie lebhaft oder erregt gesehen — klar und ernsthaft blickte sie schon als kleines Mädchen aus ihren braunen Augen.

Sie war eine Waise und lebte bei ihrer alten, unvermählten Großtante auf dem sogenannten Herrenhofe, der am äußersten Ende des Städtchens lag und vor langen Jahren ein Kloster gewesen sein soll.

Ich wurde als der Sohn des Hausarztes mehrmals in der Woche nach dem alten Herrenhof geholt, um mit Angelika zu spielen, — und trotzdem ich ein ziemlich tölpischer und wilder Junge war, vermochte ich es doch nicht, mich dem Zauber dieser vornehm ruhigen Häuslichkeit zu entziehen.

Schon auf dem viereckigen, grasbewachsenen Hofe dämpfte ich unwillkürlich den Schall meiner Tritte und als wirkliche Beschämung empfand ich das Knarren meiner Stiefel, wenn ich den langen, gewölbten Hausflur hinauf ging, der nach dem Wohnzimmer der alten Dame führte. Fräulein von Roden war klein und zierlich, ihr ganz graues Haar in der kunstvollsten Weise zu einem hohen Turm gebaut, auf dem eine kleine Spitzenhaube schwebte, die mir so fein erschien, als sei sie von Feenhänden gewebt. Die alte Dame ging stets in graue Seide gekleidet, am Halse trug sie ein großes Brillantkreuz, und wenn sie nicht gerade mit einer kunstvollen Goldstickerei beschäftigt war, so bewegten ihre noch sehr

schönen, weißen Hände einen langen Fächer auf und nieder, der mit zierlichen toupierten Schäferinnen und den dazu gehörigen gefühlvollen Schäfern reich und prächtig bemalt war.

Fast das ganze Mobiliar des alten Hauses bestand aus Reliquien und Andenken, und nur schwer entschloß sich die würdige Dame, ein neues Stück in ihre Einrichtung aufzunehmen.

Wenn Angelika und ich uns in dem großen Garten hinter dem Hause müde gespielt hatten, wurden wir zu dem Fräulein auf ein Stündchen herein gerufen. Sie saß gewöhnlich am Kamin, in dem Sommer und Winter zur Dämmerzeit ein Feuer brannte, auf einem runden Tabouret, — sie hätte es für unschicklich gehalten, sich anzulehnen — wir Kinder erhielten unsere Plätze auf zwei Fußschemelchen mit gestickten Figürchen angewiesen.

Nachdem ich die stets mit denselben Worten an mich gerichtete Frage: „Nun, Fritz, wie befindet sich der Herr Doktor und die Frau Mutter?“ stehend beantwortet hatte, wie mir das alte Fräulein selbst eingeschärft: „Meinen gehorsamsten Dank für gütige Nachfrage, die lieben Eltern sind, gottlob, bei guter Gesundheit!“ durfte ich Platz nehmen, und nun begann eine wahre Feststunde für die beiden Kinder.

Das große, dunkle Wohnzimmer, nur von dem hastigen Kaminfeuer zuckend beleuchtet, wurde für uns zum schönsten Sagenbuch! Jedes Stück darin hatte seine eigene Geschichte — der Ofenschirm mit dem prächtig gestickten Pfau war das Geschenk der Großherzogin, bei der Fräulein von Roden in jungen Jahren Hofdame gewesen — auf dem alten Spinett hatte der Tanzmeister gespielt, wenn sie sich zu Haus allein die Touren der neuen Gavotte eingeübt — jene Bilder an der Wand — wahre Geduldproben, in Stickerei ausgeführt, — hatte die Urgroßmutter des alten Fräuleins gearbeitet, während ihr Mann im Siebenjährigen Kriege gefochten — und dieser alte Sessel stammte aus einem napoleonischen Schloß und war vom Großvater der kleinen Angelika aus dem Feldzuge mitgebracht worden.

Noch erinnere ich mich unseres immer wieder neuen Staunens, wenn die alte Dame uns dann erzählte, daß auf dem Sessel ein Automat gesessen habe, den Gott Mars darstellend, der sich, wenn man an einer Feder gedrückt, langsam erhob und die Eintretenden begrüßte. Unsere Kinderphantasie zauberte den alten Mars immer wieder auf den Stuhl zurück, und noch als großer Junge konnte

ich denſelben nicht ohne eine Art angenehmen Gruſelns betrachten.

Auch aus der Vergangenheit ihres ſtolzen Hauſes wußte die Tante immer neue Geſchichten zu erzählen und faſt mittelalterlich klang es in meine modernen Schulknabenideen hinein, wenn ſie von den Erlebniſſen auf dem Gut ihres Vaters ſprach, wo ſie mit zwei Brüdern in der ſtreng pedantiſchen Weiſe jener Zeit erzogen worden, die ihr noch heut als die einzig richtige galt.

Nun war der Enkel des älteſten Bruders ſchon faſt erwachſen und bildete den Mittelpunkt vieler Phantaſien der alten Dame, die ſich immer wieder ausmalte, wie dieſer zukünftige Erbe ihres väterlichen Schloſſes wohl ausſähe und wie er werden würde.

Des jüngſten Bruders einziges Enkelkind war die kleine Angelika, die ſeit dem Tode ihrer Eltern bei der alten Großtante lebte, als deren ſtreng gehüteter, faſt etwas pedantiſch erzogener Liebling und Stolz.

Wenig Kinder und heranwachſende Mädchen hätten dieſe zurückhaltenden Manieren, dieſe vornehmen, kleinen Mienen gekleidet — Angelika aber

war zu einem ſolchen Rokokoprinzeßchen geboren, und ihre tiefen, zierlichen Verbeugungen, ihre Art, den Fächer auf und zu zu klappen, hätte jeder altfranzöſiſchen Marquiſe Ehre gemacht.

Die Verſuche der „alten Gnädigen", wie ſie allgemein genannt wurde, auch meine etwas republikaniſchen Glieder zum Tempo jener Höflichkeit des ancien régime zu bringen, hatten nicht ſo glänzenden Erfolg — doch denke ich noch heute mit dankbarem Herzen daran zurück und habe manches freundliche Wort über meinen Handkuß für alte Damen und die oder jene kleine Aufmerkſamkeit zu hören bekommen, die alle auf die Stunden im Herrenhofe zurückzuführen ſind. — Beinah vier Jahre lang war ich der einzige Spielgefährte des kleinen Fräuleins geblieben und ſie ſchien, trotzdem wir beide allmählich herangewachſen waren, noch immer ganz zufrieden mit mir, wenn ich auch meiſt nach meinem Kopf handelte und ſie mir nachgeben mußte.

Da wurde durch einen ſcheinbar ſehr unwichtigen Umſtand eine Änderung in unſerem Zuſammenleben herbeigeführt — Angelika ſollte Franzöſiſch lernen.

Die „alte Gnädige" hatte bisher den Unterricht des Kindes ziemlich allein geleitet, doch fühlte ſie,

daß ihre Kenntniſſe nicht mehr ganz den Anforderungen der Jetztzeit entſprachen. Ich erinnere mich noch ganz genau des Morgens, an dem die große, alte Kutſche vom Herrenhofe vor unſer Haus rollte — noch ſehe ich, wie mein Vater die Hand der zierlichen Greiſin beim Ausſteigen ergriff und an ſeine Lippen führte, ſie dann ehrfurchtsvoll an ſeinem Arm ins Haus geleitete, wo der ſeltene Gaſt mit großer Freude auch von meiner Mutter empfangen wurde.

Fräulein von Roden wollte mit meinen Eltern über Angelikas franzöſiſchen Unterricht Rückſprache nehmen. Das Reſultat dieſer Unterredung war, daß mein Vater mich herein rief und mir befahl, ſogleich zu Monſieur Bonpré zu gehen und ihn zu ſich zu entbieten.

Monſieur Bonpré und ſeine Familie gehörten zu den dunkeln Exiſtenzen, die je zuweilen in kleinen Städten auftauchen — „man wußte nicht, woher ſie kam.“ Er war ein großer, gebückt gehender Mann mit traurigen, ſchwarzen Augen und ſprach das beſte Franzöſiſch mit einem leiſen, wohlklingenden Organ. In ſeiner ganzen Erſcheinung lag ein gewiſſes ängſtliches Bemühen, einen Schein von Eleganz und

Solidität zu wahren — kurz er machte den Eindruck eines Mannes, der bessere Tage gesehen.

Seine Gattin war jedenfalls erst gewählt, nachdem diese bessern Tage längst vorüber waren, sie sah grob und gewöhnlich aus, sprach gar nicht französisch, galt für eine böse Frau und sollte einst Schauspielerin gewesen sein.

Die Verbindung dieser beiden so sehr verschiedenen Leute war mit einem einzigen Kinde gesegnet, welches mir bisher weiter keinen Eindruck gemacht hatte, als den großer Verwilderung und Ungezogenheit. Niemand kümmerte sich um das magere, braune Mädchen, welches als einzig auffallenden Zug zwei große, nachtschwarze Augen besaß und in beständigem Kriege mit der ganzen Nachbarschaft lebte.

Ich glaube, der Vater Bonpré hätte das Kind gern besser erzogen und ihm seine eignen Neigungen für ein feineres Wesen beigebracht — aber er war einesteils durch seine Frau verschüchtert — und außerdem von früh bis spät außer dem Hause mit Unterrichterteilen beschäftigt, da er den undankbaren Beruf erwählt hatte, die strebsame Jugend der Stadt in sein heimatliches Idiom einzuweihen.

Diesen Mann sollte ich auf meines Vaters Be-

fehl zu Fräulein von Roden holen und begab mich im Eilſchritt — es war bald Zeit zur Nachmittagsſchule — nach dem außerhalb der Stadt gelegenen, zerfallnen Gartenhäuschen, welches man „den Franzoſen“, wie ſie geringſchätzig genannt wurden, als eine Art Aſyl zugewieſen hatte.

Wie traurig die Wohnung auch im Winter drein ſchaute — der freigebige Sommer, der eben erſt begann ſich zum Scheiden zu rüſten, hatte ihr ein freundliches Anſehen zu verleihen gewußt. Ein uralter, hoher Akazienbaum breitete ſeine grünen Arme ſchützend über das einſinkende Dach und der Grasplatz vor dem Hauſe war wie geſtickt mit gelben, weißen und blauen Blumen. Eilig rannte ich über dieſen Vorplatz und klopfte an die angelehnte Hausthür.

Auf das „entrez“ des Franzoſen betrat ich die ziemlich freudloſe Wohnſtube und begrüßte mit abgezogner Mütze den Hausherrn, mein Geſuch vorbringend. Er verbeugte ſich in ſeiner artigen, etwas müden Weiſe und erklärte ſich bereit, zu kommen.

Während wir noch mit einander ſprachen, wurde die Thür des Zimmers mit einigem Ungeſtüm aufgeriſſen, und wie vom Winde hereingeweht ſtand das Kind des bleichen Mannes vor mir. Es hatte

die Arme voll eben gepflückter Feldblumen und ſtarrte mich halb verwundert an, ohne einen Gutentag zu ſagen.

„Eh bien, Marion, ne connaissez-vous pas ce monsieur?“ fragte der Vater in ſcharfem Tone.

Sie lachte und zeigte ihre weißen, kleinen Zähne.

„Freilich!“ ſagte ſie, „es iſt der Junge vom Doktor — was werd' ich ihn nicht kennen!“

„Nun, warum begrüßeſt Du dann monsieur Fritz nicht?“

Herr Bonpré ſprach faſt etwas heftig. Die kleine Wilde nahm eine rote Mohnblume zwiſchen die Zähne und zerbiß ſie, ohne zu antworten, dabei ſah ſie den Vater halb ſcheu, halb trotzig an.

Ich ſah, wie ſich die Stirn des Mannes verdüſterte, und in dem Wunſch, einer Erziehungsſcene vorzubeugen, ſagte ich leichthin:

„Man muß ja einem Mädchen immer zuerſt Gutentag ſagen, Herr Bonpré, ich bin alſo ſchuld! Gutentag und Adieu, mademoiselle Marion — Adieu Herr Bonpré!“

Ich machte ihr halb im Scherz eine tiefe Verbeugung, ſie wurde rot und wandte den Kopf ab. In dem Augenblick, während auf ihrem braunen

Gesichtchen die Röte schon wieder zu verlöschen begann, flog mir die Überzeugung durch den Kopf, daß sie einmal sehr hübsch werden könnte.

Ich verließ das Haus und schritt rechts am Fenster vorbei, als dasselbe klirrend aufgerissen wurde und ein hastig zusammengefügter Strauß Kornblumen und Mohn mir nach und beinah ins Gesicht flog.

Mehr verwundert als geschmeichelt, drehte ich die Blumen in der Hand — als ich aber nah an unser Haus kam, schien mir dies Geschenk doch zu lächerlich — ich warf es mit einem kräftigen Schwung in den kleinen Fluß, der dicht an meinem väterlichen Garten vorbeifloß.

Wenige Tage nach dem kleinen Erlebnis nahmen die Stunden auf dem Herrenhofe ihren Anfang. Ich ging in dieser Zeit schon weniger hin, weil ich unmittelbar vor dem Abiturientenexamen stand und fleißig bei den Büchern saß.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo ich zur Universität abgehen sollte, und ich begab mich nach dem Herrenhofe, um meiner alten Gönnerin und Angelika Lebewohl zu sagen. Im Hofe kam mir Herr Bonpré entgegen.

Ich begrüßte den bleichen Mann, der mir immer

eine Art unklares Mitleid einflößte, und fragte ihn nach dem Fortgang der Stunden.

„Ah, monsieur Fritz," rief er enthusiastisch, „ce sont la des véritables dames! Wenn meine Marion hätte so erzogen werden können! Ich habe aber die Erlaubnis für sie ausgewirkt, daß sie zuweilen mit mademoiselle Angélique à quatre mains spielen darf, — sie soll doch wenigstens einen Begriff bekommen, wie es in solchem Hause zugeht! Ah, quelle vie en comparaison de la notre!"

Ich verabschiedete mich von ihm und ging sinnend nach dem Hause, sinnend, weil ich es mit dem Wesen der alten Gnädigen nicht vereinigen konnte, daß sie die „kleine Zigeunerin" in der Nähe ihres Herzblättchens dulden wollte.

Im Hausflur traf ich Angelika, die eben ihre Bücher forttrug.

„Geh indes zur Großtante," rief sie mir im Vorübergehen zu, „ich komme gleich hinüber."

So trat ich denn in das alte Kaminzimmer, wo Fräulein von Roden in einem der tiefen Fenster saß und stickte. Sie streckte mir freundlich die Hand hin und lud mich durch eine Bewegung ein, mich ihr gegenüber zu setzen. Nach den üblichen Eingangs-

reden über mein Examen und mein Fortgehen begann sie, eifrig weiter stickend:

„Was sagen Sie, Fritz (seit ich Primaner war, wollte mich die alte Gnädige durchaus nicht mehr „Du“ nennen), daß ich mir habe einen solchen Streich von meiner Gutmütigkeit spielen lassen, dieser kleinen Bonpré hier den Zutritt zu gestatten? Wird das gehen? Sie kennen die Familie, Fritz, wie ist das Mädchen?“

Ich zuckte die Achseln.

„Erzogen ist sie nicht besonders, gnädiges Fräulein — ein wildes und dabei, glaube ich, ziemlich durchtriebnes Ding — aber sie kann ja hier viel lernen und ablegen!“

„Der Vater bat so beweglich,“ fuhr die alte Dame fort, „ich dachte, es wäre nur billig, dem Kinde eine chance zu geben. Angenehm ist mir der Umgang für Angelika nicht, aber schaden wird er ihr auch nicht!“

„Das kann er nicht!“ sagte ich lebhaft und sah der alten Gnädigen ehrlich ins Gesicht, trotzdem ich rot wurde.

Sie blickte mich mit ihren scharfen Augen eine ganze Weile schweigend an, endlich stand ich auf.

„Ich will mich Ihnen jetzt empfehlen, gnädiges Fräulein," sagte ich etwas steif.

„Nein, nein, Fritz," rief die alte Gnädige wie erschrocken, „bleiben Sie' — Sie müssen doch dem Kinde Lebewohl sagen!"

So setzte ich mich denn wieder hin und wir plauderten noch eine Weile über Angelika — über ihre nahe bevorstehende Einsegnung — und dann kam sie selbst.

Sie sah noch ganz wie ein Kind aus, ihr lichtbraunes Haar fiel in zwei Zöpfen über ihre Schultern.

In der ihr eignen, geräuschlosen Art ging sie über die Stube und setzte sich schweigsam zu uns ins Fenster, während sie ihre Arbeit hervorzog.

„Angelika, wie gefallen Dir die Stunden bei Bonpré?" fragte ich.

„Sehr gut — und sein kleines Mädchen, die so alt ist wie ich, wird mich jetzt auch manchmal besuchen!"

Ich lachte.

„Du bist ein großes-kleines Mädchen — Du gehst ja nun schon ins fünfzehnte Jahr."

„Thorheit!" sagte die Tante streng, „sie ist ein Kind, bis sie eingesegnet wird, und ist auch vernünftig genug, das einzusehen!"

Ich erhob mich, um zu gehen, aber Fräulein von Roden wollte mich noch nicht fortlassen.

„Sie könnten heut zum Abschied noch einmal den Kaffee bei uns trinken, Fritz, — Angelika versteht ihn jetzt schon sehr gut zu bereiten.“

Ich blieb denn auch, und wie lebhaft steht mir jene Nachmittagsstunde vor Augen, in der ich meine Gespielin zum letztenmal als Kind, — zum letztenmal in der alten Weise mir gegenüber sah!

Die Bogenfenster des Wohnzimmers standen offen, — die weiche Sommerluft trug den seltsamen Duft des Lavendels auf ihren Schwingen herein, ab und zu surrte eine Biene in das Zimmer, tanzte ein paarmal um den zierlich gedeckten Tisch und schoß dann wieder in den Garten hinaus.

Wir saßen alle drei friedlich beisammen — in den alten hohen Tassen mit den gemalten Amoretten und gepuderten Frauenköpfchen dampfte der Kaffee und das Kind mit den langen Zöpfen ging hausmütterlich zwischen uns umher und goß, sorgfältig die schwere Kanne balancierend, ein.

Es überkam mich in dieser Abschiedsstunde eine Vorahnung des Heimwehs, das uns später solche Augenblicke mit erbarmungsloser Deutlichkeit wieder

vormalt! Die Welt giebt uns ſo viel, wenn wir mit unſeren „tauſend Maſten“ hineinſchiffen — ſie kann uns wohl für den Augenblick ſo zauberhafte, berauſchende Bilder zeigen, daß uns das Alltagsleben daheim ſchaal und einförmig dünkt — aber in ſtillen Stunden drängt ſich uns die Erinnerung an ſolche ruhige Sommertage „zu Haus“ unerbittlich auf — wir würden all die trügeriſchen Seifenblaſen gern zerſtieben ſehen für eine Stunde in alten Räumen — einen Blick aus wohlbekannten Augen — und den Lavendelduft aus heimatlichem Garten!

Ich war denn in ſolchen ahnungsvollen Gedanken ſtill geworden und bald erhob ich mich, um zu gehen. Das alte Fräulein ſtrich mir mit der Hand über die Stirn — eine Gunſtbezeugung, deren ich mich noch nie zu erfreuen gehabt — und ich zog dieſe Hand ſtumm an meine Lippen — es wollte ſo recht kein Wort hervor!

„Nun, Fritz, in zwei Jahren ſehen wir uns, ſo Gott will, wieder,“ ſagte die Gnädige mit einer bei ihr ſeltnen Herzlichkeit, „das iſt eine kurze Zeit, wenn man ſo alt iſt, wie ich. Kommen Sie ſo zurück, wie Sie fortgehen — es ſoll mich freuen, durch Ihre Eltern von Ihnen zu hören!“

Angelika ging noch mit mir bis an die Thür des Hofes, auf dem die Nachmittagssonne brannte. Ich blieb stehen.

„Leb wohl, Angelika!“ sagte ich kurz.

„Leb wohl, Fritz,“ gab sie kindlich traurig zurück, „ich werde sehr oft Deine Eltern besuchen und nach Dir fragen!“

So ging ich denn; als ich mich noch einmal umwandte, um meiner Jugendfreundin zum Abschied zu winken, strömte ein grelles Sonnenlicht über die weißen Steine, ich konnte nichts mehr unterscheiden und preßte die Augen zusammen. Ade Kinderheimat!

* * *

Mußte in die Fremde wandern,
Und Du unterdessen?

Die zwei Jahre meiner Abwesenheit waren nahezu vergangen. Ich erzähle nicht meine Geschichte, sondern die meiner Jugendgespielin, und wenn ich ab und zu mit meinen Gedanken und Eindrücken dazwischen komme, so ist es, weil ein starkes Band mich an sie und ihr Geschick fesselte und mich in wichtigen Augenblicken in ihre Nähe zog.

Ich hörte nicht viel von Angelika in der Zeit

meiner Entfernung. Die Knospe entwickelt sich so langsam zur Rose, daß die, welche sie täglich sehen, kaum die Fortschritte bemerken. — So schrieb mir meine Mutter meistens nur: „Angelika geht es gut — sie besucht den Konfirmationsunterricht — sie hat fleißig Stunden“ — und was so alltägliche Dinge mehr waren.

Auf meine Frage nach Marion Bonpré erfuhr ich, sie verkehre viel auf dem Herrenhof, zwar schienen die Mädchen nicht sehr für einander zu passen und Marion fiele mit ihrem wilden Wesen namentlich der alten Gnädigen oft zur Last. Doch seitdem Madame Bonpré binnen wenig Tagen an einem Fieber gestorben, habe es Fräulein von Roden nicht übers Herz bringen können, dem Mädchen die jetzt fast täglichen Besuche auf dem Hofe zu verbieten.

„Marion ist bildschön geworden,“ schrieb die Mutter dann wieder einmal, „eine rechte Zigeunerin zwar und, wie ich glaube, ein böses, durchtriebnes Ding — aber die jungen Leute in der Stadt sind ganz toll über ihr Gesicht und ein Bruder ihrer Mutter, der neulich hier war und auch Schauspieler ist, hat sie bereden wollen, ihn zu heiraten, mit ihm zur Bühne zu gehen, und hat ihr goldene Berge

verſprochen. Der alte Bonpré hat ihn aber die Treppe hinunter geworfen.“

Dann kam der Mai ins Land — mit ihm die Nachricht von Angelikas Konfirmation — ich ſchrieb ein paar herzliche Worte an ſie. Als ich einige Wochen darauf zur Abendſtunde durch die Straßen ſchlenderte, übergab mir der Briefbote ein Couvert mit dem Rodenſchen Wappen.

Es waren zwar die ſteifen Schriftzüge der alten Gnädigen, doch immerhin die erſte, direkte Nachricht aus dem mir ſo teuern Hauſe — ich konnte es nicht erwarten, bis ich in meine Wohnung kam, ſondern ging in den Garten eines kleinen Wirtshauſes, das von den Studenten im allgemeinen wenig beſucht wurde.

In einer dichten Laube ſetzte ich mich zum Leſen nieder, der Kellner brachte mir ein Windlicht und bei dem unruhigen Schein las ich wie folgt:

„Mein lieber Fritz, es war ſehr artig von Ihnen, daß Sie am Einſegnungstage meiner Nichte mit freundlichen Worten derſelben Glück gewünſcht haben.

Ohne Zweifel hätte Angelika Ihnen geſchrieben, wenn nicht ein unvorhergeſehener Zufall ſie daran verhindert. Sie iſt ſeit geſtern verlobt mit

ihrem Vetter, dem Sohne meines älteſten Bruders. Es wird Ihnen oder doch Ihren vortrefflichen Eltern nicht unbekannt ſein, daß dieſe Verbindung ſtets mein und meines Bruders Wunſch geweſen; doch trug ich Sorge, daß Angelika nie davon erführe, um ſich von dieſem Wunſch nicht beeinfluſſen zu laſſen, wie es leicht bei ihrer Liebe für mich hätte geſchehen können.

Um ſo größer war mein Vergnügen, als ich bald nach der Ankunft meines Neffen bemerken durfte, daß Angelika einige Inklination für ihn hege, und habe ich die beiden geſtern feierlich verlobt.

Sie, mein lieber Fritz, haben ſtets in unſerem Herzen und Hauſe einen feſten Platz gehabt, ſo ſollen Sie denn das für Ihre Jugendgeſpielin ſo wichtige Ereignis auch ſofort und zwar durch mich erfahren.

Angelika grüßt Sie herzlich und ich bin

Ihre Ihnen ſehr geneigte alte Freundin
Luiſe Marie von Roden."

Ich las den Brief bis zu Ende — dann noch einmal von der erſten Zeile bis zur letzten — dann legte ich ihn genau in ſeine Falten, ſteckte ihn langſam ins Couvert — und dann warf ich ihn plötz-

474685

lich weit von mir, als könnte ich mich dadurch auch von seinem Inhalt befreien.

Es zog in der Stunde manches durch meine Seele — unausgesprochene Gedanken, die ich mir fast selbst nicht gestanden — ich hatte einen unsagbaren Verlust erlitten und doch das nicht besessen, was ich verloren hatte.

In wenigen Wochen sollte ich heimkommen, — wie hatte ich mich auf die Zeit der langen Sommerferien gefreut, sie mir ausgemalt — es sollte eben anders kommen! „Mit dem nächsten Regenguss ändert sich Dein schönes Thal" — ich sagte mir das alles sehr vernünftig, und diese Sommernacht ging auch vorüber! Ich schritt in der kühlen Morgendämmerung aus dem Garten — um eine Erfahrung reicher — um einen Traum ärmer — und was ist ein Traum?

* * *

Ich war wieder daheim.

Die ersten stürmischen Begrüßungen, jene Stunden, in denen man sich so eilig fragt und antwortet, als müsse man sich alles, was während der Abwesenheit geschah, sofort und auf einmal mitteilen, waren vorüber — ich saß bei meiner Mutter am Nähtischchen und horchte auf den Schlag der alten

Wanduhr, bis ich hätte vergeſſen können, daß ich ihr Ticken durch zwei Jahre nicht gehört.

Nachdem wir dies und jenes beſprochen und erörtert, fragte ich, ohne meine Mutter anzuſehen:

„Was macht das neue Brautpaar?“

„Der Bräutigam iſt ſeit drei Tagen wieder hier,“ erwiderte ſie und ließ einen Augenblick das Strickzeug in den Schoß ſinken, „Du wirſt ihn bald kennen lernen.“

„Und Angelika iſt glücklich?“

„Daran kann gar kein Zweifel ſein,“ gab meine Mutter zurück, „ich war ganz erſtaunt, daß ſie ſich ſo ſchnell entſchloß — ſie iſt doch noch ein halbes Kind und ſo ruhig — aber ſtille Waſſer ſind tief — er hat es ihr eben in der erſten Stunde angethan!“

„Erzähle doch,“ bat ich halblaut, „wie iſt er eigentlich und wie ſteht er mit der alten Gnädigen?“

Meine Mutter ſchwieg eine Weile.

„Ich möchte Dein Urteil nicht von vornherein beſtimmen,“ ſagte ſie dann zögernd, „der Vater und ich mögen ihn nicht ſo ſehr! Aber wir gehören zur alten Zeit und wiſſen vielleicht nicht, wie die jungen Leute von heutzutage ſind. Er iſt ſehr hübſch — ja, eigentlich ſchön — groß und ſchlank

— klug ist er wohl auch, das merkt man — aber er hat einen hochmütigen Ausdruck in den Augen und sieht meist so zerstreut aus, als ginge ihn die ganze Gesellschaft nichts an. Im Vertrauen gesagt, ich glaube, er langweilt sich auf dem Herrenhof, denn oft habe ich ihn schon allein spazieren gehen sehen, und abends spät kommt er dann zurück hier ins Gasthaus und sitzt allein im Garten bei einer Flasche Wein — das paßt doch alles nicht für einen Bräutigam! Ich wundre mich nur im stillen, daß die alte Gnädige, die sonst doch so streng auf Rücksichten hält, wie ein Zeremonienmeister, ihm das seltsame Wesen durchläßt — aber sie ist ebenso vernarrt in ihn, wie seine Braut, er muß wohl einen eignen Zauber haben, ich bin noch nicht dahinter gekommen, — uns sieht er meistens kaum!"

Ich schwieg in tiefes Sinnen verloren und starrte hinaus auf die stille Straße.

Da kam eine bekannte Gestalt den Weg herauf — Herr Bonpré grüßte ins Fenster herein.

„Ja, dabei fällt mir ein," nahm die Mutter wieder das Wort, „die Freundschaft mit Marion Bonpré scheint auch nicht mehr so recht halten zu wollen. Ich war eines Nachmittags oben im Herren-

hofe, wir saßen alle in dem großen Erkerzimmer, das Brautpaar am Fenster. Da kam die Marion über den Hof, die wohl lange nicht mochte dagewesen sein, wenigstens sagte Angelika: „Sieh Curt, das ist die kleine Französin, von der ich Dir erzählte, ist sie nicht bildschön?“ Ich wunderte mich, wie er mit seinen sonderbaren Augen nur so über sie hin sah. „Recht hübsch,“ sagte er. Ich dachte innerlich: „Der muß ja sehr verwöhnt sein!“ Marion kam herein, ganz lustig und wirklich wie ein Bild anzusehen, sie küßte der alten Gnädigen die Hand, und als Angelika ihr den Bräutigam vorstellte, verbeugte sie sich ganz tief und dann gingen sie alle drei in den Garten. Ich verabschiedete mich bald und ein paar Tage darauf reiste der Bräutigam ab, die Damen brachten ihn nach der Post. Ich saß am Fenster, als sie allein im offnen Wagen zurückkamen und mir Gutentag zuriefen. Da kam Marion eben ihnen entgegen die Straße herunter, in einer kurzen schwarzen Jacke — es war schon gegen Abend — und mit einem großen, runden Hut, der ihr prächtig stand — sie weiß überhaupt aus ihrem verwaschenen und ausgewachsenen Zeug immer etwas zu machen! Sie grüßte in den Wagen

hinein, aber die alte Gnädige und Angelika dankten kaum — Marion wurde dunkelrot und warf den Kopf zurück — da merkte ich denn, daß etwas nicht richtig sein mußte! Aber bei der Gelegenheit habe ich das erstemal gesehen, wie hochfahrend die Angelika aussehen kann — es steckt ihr nun doch einmal im Blut. Das ist auch das einzige, worin sie mir zu ihrem Bräutigam zu passen scheint."

Mir gaben diese flüchtigen Erzählungen noch zu denken, als ich am späten Nachmittag mich auf dem Wiesenpfad zum Herrenhofe fand. Unwillkürlich wurde die Skizze, die meine Mutter in ihren kurzen Worten gezeichnet, mir zum Bilde — eine ganze Geschichte stieg in meinem Kopfe auf — und ich hatte in solchen Gedanken das Schloß erreicht.

Der Diener wies mich, wie immer, in das dämmerige Wohnzimmer, wo ich erwartete, die alte Gnädige auf ihrem gewohnten Fensterplatz zu finden.

Aber die Stube war leer und ich blickte durch die Scheiben in den Garten. Alles war unverändert, das Geisblatt um die Laube vielleicht etwas dichter geworden, der Rosenstock vor dem Fenster einige Zoll höher — aber im übrigen konnte ich mir einbilden, ich sei um zwei Jahre zurückversetzt und aus

dem Lindengang werde ein Kind mit langen Zöpfen treten und mir zurufen: „komm ſpielen, Fritz, ich bin mit allen Arbeiten fertig!“

Faſt erwartete ich, dieſe Worte zu hören, als ein leichter Schritt ſich mir näherte. Ich wendete mich raſch um — ja, nun wußte ich freilich gleich, daß zwei Jahre eine lange Zeit ſind! Eine große, ſchlanke Mädchengeſtalt ſtand vor mir, in einem langen, hellen Sommerkleide, die Zöpfe waren aufgeſteckt und an der Hand, die ſie mir entgegenſtreckte, glänzte der Verlobungsring. Nur Eins war geblieben — die ernſten, lichtbraunen Augen, der ſinnende Zug um den kleinen Mund, — ja, beides ſchien mir noch ausgeprägter wie damals!

Ich ergriff die kleine Hand und ſchüttelte ſie herzlich — dann fiel mir ein, daß der Braut wohl eine andere Begrüßung gebühre — ich zog dieſe Hand an meine Lippen.

„Meinen herzlichſten Glückwunſch!“

Sie nahm die Huldigung ruhig hin und ſagte mit ihrem ernſten Lächeln:

„Ich danke, lieber Fritz — ja, das iſt ſchnell gekommen! Man hat uns gar nicht geſagt, daß Du da biſt,“ fuhr ſie fort, „ſonſt wäre ich längſt

hier und die Tante hätte es ſich wohl auch nicht nehmen laſſen, Dich gleich wieder zu begrüßen. Nun ſetze Dich," fügte ſie hinzu, nachdem ſie geklingelt und dem Diener befohlen, Fräulein von Roden zu benachrichtigen, „und erzähle, wie es Dir inzwiſchen ergangen iſt."

Ihre ruhige Stimme, ihr Einlenken in den alten, vertraulichen Ton gab auch mir meine Unbefangenheit zurück — ich begann, in dem ſchlanken, ernſten Schloßfräulein die kleine Angelika wiederzuſehen!

„Erzähle Du mir lieber," bat ich, „Deine Erlebniſſe ſind doch ungleich intereſſanter geweſen, als die meinigen — wenn haſt Du denn Deinen Bräutigam kennen gelernt?"

„Er kam kurz nach meiner Einſegnung her," erwiderte ſie, während ein zartes Rot ihr junges Geſicht langſam übergoß; „und war ungefähr vierzehn Tage bei uns. Aber ſchon nach acht Tagen waren wir verlobt."

„Und wie das herging, kannſt Du mir wohl nicht ſagen?" fragte ich lächelnd.

„Nein," erwiderte ſie plötzlich ernſthaft; „ſo etwas erzählt man nicht."

„Und wann iſt Eure Hochzeit?"

„Im nächsten Monat — es ist schade, daß er nicht zu Hause ist — er ritt heute früh nach Goldorf hinüber, um seinen Besuch zu machen und sie haben ihn dort wohl nicht fortgelassen — da kommt die Tante," unterbrach sie sich hastig und ich sprang auf, um die alte Gnädige zu begrüßen.

Nach den ersten, einleitenden Gesprächen kam die Rede natürlich wieder auf Angelika und ihre Verlobung. Ich äußerte meine begreifliche Neugierde, den Bräutigam kennen zu lernen.

„Angelika, zeige doch das Bild von Curt," rief die alte Dame zu dem Mädchen hinüber, das schweigend am Fenster saß.

Sie griff mit der Hand wie schützend nach einem großen Medaillon, das an ihrem Hals hing.

„Nein, Tante, ich zeige kein Bild von ihm, Du weißt, das giebt doch keinen Begriff davon, wie er aussieht!"

„Nun, dann muß Fritz sich eben gedulden," erwiderte Fräulein von Roden, „wir haben morgen einen Sommerball hier — Curt liebt solche Zerstreuungen und ist ein großer Tänzer und Salonheld — wie wäre es, wenn Sie dazu auch kämen, mein lieber Fritz?"

Gern ſagte ich zu und verabſchiedete mich dann bald.

Es wurde ſchon dämmerig draußen und die Vormittagsviſite des Bräutigams ſchien noch kein Ende nehmen zu wollen. Als ich über den Hof ſchritt, ſah ich Angelikas ernſte Augen noch immer unverwandt vom Fenſter aus auf die Straße gerichtet, die von Goldorf kommt.

Ich ging etwas enttäuſcht heim — hatte ich doch den Vielbeſprochenen verſäumt und auch durch die flüchtigen Worte von Tante und Braut war mir kein deutliches Bild von ihm geworden.

Auf meinem Weg wurde ich faſt vor jedem Haus von irgend einem alten Bekannten freundſchaftlich begrüßt und angeredet, — Stadtgeſchichten wurden berichtet und faſt jeder, oder vielmehr jede wußte nicht genug zu erzählen, wie ſchön, wie luſtig und wie liebenswürdig der junge Baron Roden ſei.

„Meine Mutter muß einen beſondern Grund für ihre Antipathie haben," dachte ich bei mir.

In tiefen Gedanken verloren ging ich weiter und weiter — über den kleinen Bach und nach der andern Seite des Städtchens — nicht weil ich dort etwas zu thun gehabt, ſondern um die alten Plätze wieder einmal zu beſuchen.

Ich befand mich vor der zerbröckelnden Mauer, die Herrn Bonprés Gartenhäuschen umgiebt, ehe ich selbst wußte, wie ich dahin gekommen.

Plötzlich vernahm ich von einer seltsam frischen und zugleich tiefen Männerstimme die Worte: „Also morgen abend — nicht vergessen!“

Ich wandte mich unwillkürlich, um nach dem Sprechenden zu sehen, aber ich erblickte nur einen Reiter, der in hastigem Galopp von mir fort und nach der Stadt zusprengte.

Ich konnte in der tiefen Dämmerung nichts weiter als seine sehr hohe Gestalt erkennen und besann mich vergebens, wer der Reiter sein könne.

Noch stand ich in eine Art grübelnder Überraschung gleichsam festgebannt, als oberhalb der Mauer ein Kopf erschien, dem die schlanke Gestalt eines Mädchens nachfolgte. Sie beugte sich, auf dem Mauerrand sitzend, weit vor und sah in gespannter Haltung dem Davoneilenden nach — als sie ihn nicht mehr entdecken konnte, schlug sie die Arme übereinander und fing an, vor sich hin eine übermütige Melodie zu singen, die ich mit einem „Guten Abend, Fräulein Marion“ unterbrach.

Ohne sich zu rühren, gab sie mir gleichmütig

den Gruß zurück, machte weiter keinen Versuch, zu ergründen, wer sie angeredet, sondern sah über meinen Kopf weg in die leere Luft hinein.

Ich rief ihr nun meinen Namen hinauf und sie sah hastig und jetzt erst wie bestürzt auf mich herab.

„Sie sind es — waren Sie schon lange hier?"

„Nicht so sehr lange," gab ich zurück, „aber sind Sie denn gar nicht erschrocken, als ich Sie so plötzlich beim Namen rief?"

„War das Ihre Absicht? Nein, — ich bin nicht erschrocken — wozu auch? Erstens machen sich manche Leute das unschuldige Vergnügen, mir auf meinem Mauersitz Gutenabend zuzurufen — und dann, als Sie meinen Namen nannten, wußte ich, daß Sie mich kannten — und Räuber, die uns kennen, werden sich nicht die vergebliche Mühe machen, hier einzubrechen — sie würden zu Hause in ihrer Räuberhöhle sicher immer ein besseres Abendbrot finden, als bei uns! Wo kommen Sie denn her?"

„Ich war spazieren gegangen," erwiderte ich, „und ohne meine Absicht hier herausgekommen — nun ich da bin, freue ich mich sehr, eine alte Bekannte wiederzusehen."

„Bleiben Sie bei der Wahrheit — nicht als

ob ich ſelbſt es etwa immer thäte — Sie ſehen mich doch nicht in dieſem Eulenlicht?"

„Dem wäre abzuhelfen," ſagte ich lachend und ſteckte haſtig ein Schwefelhölzchen in Brand. Der flüchtige Schein belehrte mich, daß meine Mutter mir nicht zu viel geſagt — ein wildes, aber blendend ſchönes Geſicht lachte mich von der Mauer an.

„Wie die Zeit vergeht," ſagte ſie ſpöttiſch. „Doktors Fritz mit Streichhölzern in der Taſche, um eine ganz erwachſene Zigarre anzuzünden! Und als ich ihn zuletzt ſah! Sind Sie noch immer ſo ruhig und muſterhaft, wie in unſeren ſchönen Schultagen, Monſieur Frederic?"

„Darf ich Ihnen die Frage zurückgeben?"

„Gern, denn ich war es nie! In mir ſteckt teils Schauſpieler-, teils Franzoſenblut — was wollen Sie? Und dabei möchte man mich in ein deutſches Kloſter ſchicken — es wäre faſt komiſch, wenn es nicht ſo ſehr ernſthaft wäre!"

„Wer will denn das?" fragte ich überraſcht.

„Mein Herr Vater im Komplott mit Ihrer Gönnerin da oben im Herrenhofe — ſie glauben, ſo am beſten für mein Seelenheil zu ſorgen; — ſie mögen ſich in acht nehmen, daß ich mich nicht vor-

her noch etwas nach ihren Seelen umschaue — es sollte ihnen heißer werden, wie mir in dem Fegefeuer, mit dem sie mir immer drohen!"

Mir fuhr ein unheimlicher Gedanke durch den Sinn.

„Wer war denn der Reiter, der vorhin von Ihnen fortritt?" fragte ich ziemlich unvermittelt.

Sie brach in ein lautes, aber nicht unmelodisches Lachen aus und schlug die Hände in echt französischer Lebhaftigkeit mehrmals zusammen.

„Gott, wie klug, — was er klug ist, des Doktors Fritz! Es war der Bediente vom Herrenhof, der mich zu morgen zu einem Tanzfest einlud, damit alle hochgeborenen Gänse auf zehn Meilen in der Runde sehen, daß es auch gewaschene, alte Kleider giebt! Wir treffen uns doch dort, Monsieur Fritz, was? Sie sind ja immer liebes Kind bei den beiden steifleinenen Damen dort gewesen — aber bauen Sie nicht zu fest darauf — die Gunst solcher großen Leute ist wie ein Kartenhaus — ein leiser Windstoß — baff — liegt's da!"

Sie sprach das alles hastig und mit einer etwas unsichern Stimme, aber sie begleitete ihre Worte mit unendlich graziösen, gleichsam illustrierenden Handbewegungen — ich starrte das seltsame Ge-

schöpf an wie im Traum — da streckte sie ihre Hand über die Mauer.

„Gute Nacht, Fritz! Nun, wollen Sie mir nicht die Hand geben? Schön, ich werde darum nicht schlechter schlafen!"

„Was fällt Ihnen ein, Marion," rief ich erregt und hatte im nächsten Augenblick die Höhe der Mauer erklettert, „ich habe Ihre Hand nur nicht gesehen — seien Sie nicht thöricht!"

Sie war aber schon herabgeglitten und in dem dunklen Garten verschwunden wie ein schönes Irrlicht.

Langsam stieg ich von der Mauer herab und trat in tiefen Gedanken den Heimweg an. Die wenigen Erlebnisse dieses Nachmittags schienen mir geheimnisvoll und rätselhaft — und vielleicht — gewiß — ebenso rätselhaft die Schicksale der Menschen, die ich verlassen.

Und dies Mädchen, diese Marion? Es lag eine seltsame Wildheit, eine Verachtung alles Hergebrachten, jeder Form und Sitte in ihrem Wesen, aber nichtsdestoweniger übte sie einen unwillkürlichen, unwiderstehlichen Zauber auf jeden, der ihr begegnete — man war gezwungen, sich mit ihr zu beschäftigen, über sie nachzudenken!

* * *

„Versuche mich nicht mit süßer Red',
Ich darf nicht tanzen, wie gern ich's thät'!"

Wenn ich jetzt, nach so vielen Jahren, an das Fest im Herrenhof zurückdenke, so wird mir noch wunderlich zu Sinne; es lag eine eigne, schwüle Atmosphäre über jener Sommernacht, — die Stille, die dem Gewitter voranzugehen pflegt.

Die ganze Front des düstern, alten Gebäudes strahlte und blitzte heut im hellen Glanz, die Fenster und Glasthüren waren sämtlich geöffnet, Rosenduft flog hinaus und hinein. Auch der stille, alte Garten war erleuchtet, die finstern Ulmen und Eichen trugen Flammenkränze in ihren stolzen Kronen, nur die entlegensten Teile des Parkes hatte man unbeleuchtet gelassen und still und süß lag dort das Mondlicht auf dem Kiesweg und auf den tiefgrünen Rasenplätzen.

Die Gäste strömten noch zahlreich ein, als ich den breiten Hof betrat — der Gartenweg war heut geschlossen. Ich begrüßte die alte Gnädige, die vornehm und stattlich in der Mitte des Zimmers stand — neben ihr das Brautpaar. Angelika sah so sanft, so klar und glücklich aus, wie die Mondnacht draußen — in ihrem lichtbraunen Haar duftete eine weiße Rose.

Sie stellte mir ihren Bräutigam vor.

„Hier," sagte sie, zu ihm aufsehend, „das ist mein lieber Jugendfreund Fritz, von dem Du so viel gehört hast!"

Und nun begegnete mir etwas Seltsames! Ich stand einem Mann gegenüber, der mir meine Jugendliebe geraubt, — der diesen geraubten Schatz kaum sehr hoch zu halten schien, — den ich nach allem, was ich gehört, gesehen und beobachtet hatte, für einen leichtsinnigen Menschen halten mußte — und mit dem ersten, herzlichen Händedruck, mit dem ersten Blick in dies stolze, junge Gesicht schmolz alle meine Voreingenommenheit dahin wie Schnee an der Frühlingssonne — er hatte sein unsichtbares Zauberstäbchen gegen mich geschwungen und ich war von dem Augenblick an sein geschworner Bundesgenosse — gegen meine bessere Überzeugung! Und wenn es später nicht so blieb, wenn ich ihn schon nach wenig Stunden anklagen, ja verdammen mußte — ganz gebrochen ist der Zauber nie, bis auf den heutigen Tag nicht, wo ich mir noch immer sage: „Er war mit all seinen Fehlern und Schwächen der hinreißendste Mensch, der mir je begegnet ist."

Beschreiben läßt er sich nicht! Der Siegfried

aus dem Nibelungenlied mag wohl an dem ſtillen Waldbrunnen aus ſolchen Augen geblickt haben, aber das ſpöttiſch friſche Lachen dieſer ſeltſam tiefen Stimme gehört nicht in das Bild des kinderhaften Recken!

Ich begriff jetzt die blinde Liebe der alten Gnädigen — und auch nur zu gut die ſchnell erwachte, leidenſchaftliche Neigung ſeiner ſtillen Braut — es gab eben nur ein Wort für ihn — er war unwiderſtehlich! Und das nicht bloß den Frauen gegenüber, wie man es häufig findet, nein, auch ich, auch alle ſeine Kameraden beugten ſich neidlos ſeinem Zepter — er durfte alles — und er konnte alles!

Während wir noch ſtanden und mit einander plauderten — hier und da unterbrochen durch neu ankommende Gäſte: Mädchen in rauſchenden Balltoiletten, Offiziere aus der benachbarten Garniſon in bunten, blitzenden Uniformen — wurden wieder die Flügelthüren geöffnet. Marion Bonpré trat langſam ein und kam auf uns zu.

Sie trug ein ſchlichtes, weißes Kleid an dem Abend und als einzigen Schmuck einen friſchen Akazienzweig im Haar; aber ihre Erſcheinung erregte ein ſolches Aufſehen unter der Verſammlung, daß

es wie ein Meer der Frage und des ſtaunenden Geflüſters durch die Menge lief.

Sie hörte es wohl — ſie warf den Kopf zurück und ein Blitz des Triumphes ſchoß aus ihren ſchwarzen Augen. Ich ſelbſt war ſo im Anſtarren des ſeltſam ſchönen Geſchöpfes verloren, daß ich auf die Wirte gar nicht achtete, von denen Marion nur noch wenige Schritte entfernt war.

Plötzlich wendete ſich Fräulein von Roden zu ihrem Neffen und ſagte mit dem Ton lebhafteſten Erſtaunens:

„Wie kommt dieſes Mädchen hierher — wir haben ſie nicht eingeladen!“

Angelika war ſchweigend zurückgetreten und hatte ſich unter die Geſellſchaft gemengt.

Ich ſah ein tiefes Rot über das Geſicht des Angeredeten fliegen — er wich der Frage aus.

„Tantchen, jetzt iſt das nicht zu redreſſieren; ſie ſteht ſofort vor Dir, mache gute Miene zum böſen Spiel, es muß doch ein Mißverſtändnis obwalten!“

Marion begrüßte in dem Augenblick die alte Dame — ſie dankte durch eine kühle Kopfneigung und fragte als einzige Bewillkommnung in eiſigem Ton:

„Sind Sie allein hier, mein Fräulein?“

Ein raſcher, ſeltſamer Blick des Mädchens flog zu Curt hinüber.

„Mein Vater war nicht eingeladen!“ erwiderte ſie kurz.

„Du ſiehſt, Tantchen,“ flüſterte Curt haſtig, während Marion ſeitwärts trat und mir Gutenabend ſagte, „ſie iſt eingeladen, vielleicht irgend ein Bedienter, — laſſe doch das arme Ding hier, da iſt ſie nun einmal, was kann es Dir ſchaden?“

„Du haſt recht,“ entgegnete die alte Gnädige beſänftigt, „ſie iſt heute sans conséquences — ich fürchte nur, ſie wird ſich hier ſehr verlaſſen fühlen, man iſt ziemlich exkluſiv in meinem Hauſe.“

Mir, für den dieſe Worte nicht berechnet waren, ſchlugen ſie wie eine heiße Sturzwelle über den Kopf.

Ich fühlte die Pflicht, mich der kleinen Franzöſin anzunehmen — gehörte doch auch ich nicht zu dem „exkluſiven Kreis!“

Und ich mußte ſehen, daß die alte Gnädige recht gehabt! Marion verneigte ſich hier und da vor den Damen, aber keine redete ſie an. Angelika machte es möglich, ſtets an der andern Seite des Zimmers zu ſein, und Curt war Arrangeur und — Bräutigam!

Wie das Mädchen dieſe Behandlung empfand, konnte ich nicht ergründen. Sie ſtand unter den handfeſten, einheimiſchen Blumen — den Tauſendſchönchen und Roſen mit ihren weiß und roten Geſichtern wie eine dunkelſchöne Granatblüte; — das krauſe, ſchwarze Haar faſt wild aus der Stirn geſtrichen — ein ſeltſames Lächeln um den kleinen, purpurroten Mund. Der unſcheinbare Holzfächer, den ſie hielt, bewegte ſich leiſe nach dem Takt der eben einſetzenden Muſik und ebenſo bewegte ſich die Spitze eines kinderhaft kleinen Fußes, der unter dem Kleid vorſah.

Ich drang endlich bis zu ihr durch und bat friſchweg um den erſten Tanz.

Sie nahm ruhig an; keine Miene ihres Geſichts verriet, daß ſie bisher eine Vernachläſſigung empfunden habe, — aber leiſe, nur mir vernehmlich, flüſterte ſie:

„Sie ſind ſehr gut, Fritz, — aber ängſtigen Sie ſich nicht um mich, — es wird alles heute abend ganz anders kommen, als Sie — und noch mehr Leute denken!“

Da trat Curt zu uns. Ihre Augen verfinſterten ſich, als ſie ihn ſah. Er rief mir zu:

„Beſter, gehen Sie zu Angelika, ſie wünſcht

Sie zu ſprechen — ich glaube, ſie iſt in Verzweiflung, daß Sie ſie noch nicht engagiert haben!“

Ich ging — als ich zwei Schritte von dem Paar war, hörte ich Marion mit tiefer, leidenſchaftlicher Stimme ſagen:

„Die Wahrheit! Ich will die Wahrheit wiſſen — warum haben Sie mir das angethan!“

Ich trat zu Angelika — ſie ſprach freundlich und herzlich wie immer mit mir — „ich habe Dir einen Tanz aufgehoben, lieber Fritz, willſt Du ihn?“ Aber noch während ich ihr dankte, flogen ihre ernſten Augen über mich fort durch den Saal — ſie hörte meine Antwort kaum.

Erſt als ich noch ſtand und ſie bekümmert anblickte, ſtrich ſie mit der Hand über ihre Stirn, wie um einen Schatten wegzuwiſchen.

„Es iſt drückend heiß hier,“ ſagte ſie in mattem Ton, „und ich bin ſo müde.“

„Schon jetzt?“ erwiderte ich mit einem Verſuch zu lachen, „wo man eben erſt anfängt, ſich zum Tanzen aufzuſtellen?“

„Ja — gewiß!“ ſagte ſie zerſtreut, „Du haſt Deine Dame, geh zu ihr, lieber Fritz — wer iſt es denn?“

Sie fragte entſchieden, ohne zu wiſſen was, — aber als ich zögernd zurückgab: „Marion Bonpré!“ da lief es wie ein leiſer Schauer über ihr Geſicht und ich ging auf meinen Platz.

Das Paar, welches ich verlaſſen, ſtand noch im eifrigſten Geſpräch — ſie hörten mich nicht kommen.

„Alſo Sie verzeihen mir — Sie verſtehen mich jetzt?“ fragte Curt in eindringlichſtem Ton.

„Ja, ja,“ rief ſie wie ungeduldig und lachte — ein übermütiges Lachen — „und nun gehen Sie, gehen Sie, Baron Roden — zehn Takte des Walzers ſind vorbei!“

Er ging zögernd und ich trat an ſeine Stelle — verwirrt und traurig — ich wußte nichts zu reden.

Es war aber auch nicht nötig, Marion ſprach ſofort lebhaft auf mich ein.

„Ich habe Ihre Abweſenheit gut angewendet,“ rief ſie, „meine ſämtlichen Tänze und wohl zwanzig darüber ſind vergeben — vivent les cavaliers! Die Damen mögen mich überſehen, — der Damen wegen kommt man nicht auf den Ball, nicht wahr, Monſieur Fritz?“

„Wie viel Tänze hat Baron Roden von Ihnen erhalten?“ fragte ich finſter.

Sie ſah mich ſchnell von der Seite an.

„Keinen einzigen! Er hat den ganzen Abend „Dienſt“, wie er ſagt — ein Bräutigam darf ja nur mit ſeiner Braut oder deren beſten Freundinnen tanzen!“

„Aber zu dieſen gehörten Sie doch einmal?“

„Nie!“ erwiderte ſie plötzlich ernſt, „wir haben uns erſt gelangweilt, dann geſtritten — und zuletzt gehaßt. Ich verachtete ſie, weil ſie ſo ſtill und pedantiſch war — ſie mich, weil ich keinen Namen und keine Erziehung hatte. Seitdem begannen wir einen kleinen, heimlichen Krieg — ich quälte ſie nach Herzensluſt — ſie ſah mich bloß an mit ihren hochmütigen Augen — aber zur Raſerei brachte es mich!“

Wie ſie dies R herausſchnarrte, — mit zuſammengebiſſenen Zähnen, echt franzöſiſch, — aber ſchön war ſie auch jetzt noch!

„Angelika iſt ſo gut,“ ſagte ich nach einer Pauſe, „ſie kann gar nicht haſſen!“

„Ja — ſie iſt gut!“ gab Marion nachdenklich zurück; „aber nur, bis man ihr zu nahe tritt! Dann iſt ſie kalt wie Eis und kann einen Menſchen totſchweigen — das iſt das ſchlimmſte! Und haſſen

kann sie nicht? Nun, — vielleicht lernt sie es — es ist noch nicht aller Tage Abend! Tanzen wir!"

Ich überhörte dies letzte Wort; es ging mir ein kalter Schauer durchs Herz.

„Wollen Sie es ihr beibringen?" fragte ich hastig, „Marion — auf alle Art — nur nicht" — ich unterbrach mich.

„Das wäre schlecht, das wäre niedrig!" fuhr ich nach kurzem Stillschweigen fort.

„A la guerre, comme à la guerre," sagte sie leichthin, „tanzen wir, tanzen wir — der halbe Walzer ist vorbei — lockt Sie denn das gar nicht, Barbar?"

Wir tanzten. Ich sah aller Blicke auf meiner Dame ruhen, wie sie den Kopf zurückgebeugt, mit tief gesenkten Wimpern sich bald von den Klängen der Musik gleichsam tragen ließ, bald die Augen groß aufschlug und wie beschwingt dahin flog. Als wir auf den Platz zurückkehrten, entstand ein förmlicher Auftritt; jeder wollte mit ihr tanzen und die letzten Töne des Walzers verklangen, ohne daß ich noch einmal zu meinem Recht gekommen wäre.

Ich folgte dem Beispiel der anderen und führte meine Dame in den Garten, wo wir in den schattigen Gängen langsam auf- und niederschritten.

Plötzlich blieb sie stehen.

„Was dachten Sie zu der freundlichen Begrüßung der alten Gnädigen — oder Ungnädigen?“

„Ich dachte — ich weiß nicht, was ich dachte!“

„Sie glaubten, ich hätte mich ohne Aufforderung in dieses hohe Haus gedrängt! Sie haben ganz recht, Fräulein von Roden hatte mich nicht eingeladen!“

Ich starrte sie verwundert an.

„Aber gestern abend?“ begann ich zögernd.

„Fritz,“ sagte sie ruhig, „ich will Ihnen die Geschichte erzählen. Sie sind trotz Ihrer beiden Universitätsjahre noch immer ein so guter Junge wie damals, wo Sie mir Schelte vom Papa ersparten und ich Ihnen einen Feldblumenstrauß an den Kopf warf. Mein Himmel — ich verstand es nicht besser und ich bekam die Blumen ja auch wieder — sie schwammen dann alle an unserm Garten vorbei — es war recht dumm von dem Bach, daß er gerade auf unser Haus zufloß!“

Ich wurde rot.

„Marion, ärgern Sie mich nicht mit solchen alten Geschichten, ich wollte Sie wahrhaftig nicht beleidigen, ich war eben ein halbes Kind!“

„Ach was,“ sagte sie gleichmütig, „es ist auch

einerlei! Wo waren wir denn? Ja, bei meiner Einladung! Nun, um es kurz zu machen: ich belog Sie gestern abend; ich muß manchmal lügen! In solch' einem Zigeunerleben, wie ich es führe, kommt man in seltsame Lagen; es war nicht der Bediente, der fortritt, als Sie kamen — es war der Herr Bräutigam in eigener Person! — Nun, starren Sie mich nicht so an; nachträglich kann jeder sagen: das dacht' ich mir! — Er erzählte von heut abend, man würde hier tanzen — und ich liebe den Tanz, ich tanze mit Leidenschaft; ich sagte, ich würde wohl auch gern dabei sein. — „So kommen Sie doch," sagte er und lud mich dringend ein. — „Wollen Sie es vertreten bei Ihren Damen?" frug ich. — „Das ist selbstverständlich!" sagte er — und ich verlasse mich auf sein Wort, wasche mein altes Kleid — hier — und komme! Und nun hat er nicht die Courage gehabt, zu sagen, wen er eingeladen hat — und da war ich — und da bin ich!

Ich wäre vielleicht wieder nach Hause gegangen," fuhr sie mit fliegendem Atem fort; „aber bedenken Sie immer, Fritz, mein letztes Jahr, mein letzter Sommer im Freien, dann werden die Zöpfe abgeschnitten — ritz — ratz — und dann geht's ins

Kloſter! Die Glocken mögen ſehr ſchön klingen, aber Walzer kann man danach nicht tanzen — ja — ja!“

Sie ſeufzte tief auf — und ich fühlte weit mehr Mitleid als Zorn gegen das ſeltſame Geſchöpf, aus dem eine ſo tiefe Bitterkeit ſprach, eine ſo finſtere Weltanſchauung — und dabei war ſie ſo jung und ſo wunderſchön!

„Sie müſſen ins Kloſter?“ fragte ich halblaut.

„Ich muß — oder noch etwas viel Schrecklicheres! Bin ich übers Jahr nicht im Kloſter, ſo bin ich weit von hier, — aber nicht allein — ich könnte wohl auch ſo davonlaufen, aber ich habe kein Geld — und wüßte keinen, der mir auf mein ehrliches Geſicht etwas borgte. Doch nun — genug! Ein ganzes Jahr iſt noch mein, denken Sie, welche Menge von Tagen — und Sommertage ſind ſo lang! — Ach, die Muſik fängt wieder an, — mein Tänzer wird mich doch finden?“

In dem Augenblick kam der Gewünſchte ſchon herbei, ein hübſcher, ſchlanker Huſarenlieutenant — ſie legte mit einem ſtrahlenden Lächeln ihre Hand in ſeinen Arm und ich ging ſchweigend nach dem Hauſe zu.

Da fiel mir ein, daß ich außer dem Tanz mit Angelika noch zu keinem andern versagt war — ich wendete mich von dem heißen Saal und ging zurück nach einer Rasenbank, die am Ende des breiten Mittelganges lag und durch eine breitästige Ulme verdunkelt die künstliche Beleuchtung des Gartens ausschloß.

Ich starrte, in tiefes Sinnen versunken, auf die Rosenbeete zu meinen Füßen, über die jetzt still und glühend die Leuchtkäfer wie verirrte Sterne flogen, während der Mond die Schatten der Blätter zierlich und scharf auf den weißen Kies malte.

Ich blies den blauen Dampf meiner Zigarre in die Luft und ließ auch die Gedanken unbehindert in die Nacht hinausflattern, aber sie zergingen nicht wie die feinen Rauchwölkchen, sie kehrten finster und drohend zu mir zurück wie unheimliche Nachtvögel und schlugen mit ihren schwarzen Flügeln auf mein Herz.

Da wurde ich durch einen leichten, festen Tritt gestört — Curt von Roden stand vor mir. Er prallte ein wenig zurück, — da er sah, daß ich ihn bemerkte und aufstehen wollte, nahm er neben mir Platz.

„Ich kann Ihnen nicht einreden, daß ich Sie

gesucht hätte," sagte er lachend, „aber da uns der Zufall nun einmal zusammengeführt, darf ich wohl ein wenig bleiben! Ja? — Oder suchten Sie die Einsamkeit? Dann bitte, schicken Sie mich fort! Ich weiß freilich nicht, was für liebenswürdige Gesellschaft Sie in ihren Gedanken haben — die meinen sind heut so aufdringlich, daß ich sie herzlich gern ein wenig los würde — wissen Sie ein Mittel dafür? — Ach was," fuhr er nach einer Pause fort, da ich ihm nur durch ein stummes Kopfschütteln geantwortet hatte, „wie kann ich von Ihnen verlangen, daß Sie sich in meine Lage denken! Sie sind ein freier, ungebundener Mensch, mit einem Wort: ein Zugvogel; Sie fliegen hierhin, dorthin, wie es Ihnen gefällt! Ich habe in meiner Natur auch mehr von solcher Wanderschwalbe als von einem Kanarienvogel, der durch die Scheiben in die Welt guckt und — zahm gemacht wird. Mein Käfig ist allerliebst — zugestanden! — Ich werde alle Tage mein Stückchen Zucker aus sehr schönen Händen bekommen, vielleicht auch das Stillsitzen lernen — vielleicht aber den Kopf mir an den Wänden meines Hauses einstoßen, — und was wird man dann mit Recht sagen? „Armer Narr, er hatte es eben zu gut!"

Er ſprach in einer Art verlegener Aufgeregtheit — ich ſah ihn unverwandt an, mir ſchien, als läge ein Zug der Abſpannung, des Leidens auf ſeinem ſchönen Geſicht — endlich ſagte er halb lachend, halb ernſt:

„Sie haben ſo verwünſcht ehrliche Augen, Fritz, man könnte verſucht ſein, Sie zum Beichtvater zu nehmen, aber ich glaube, im Rauſch ſoll man nie beichten — und ich bin im Rauſch — mir iſt allerlei zu Kopf geſtiegen — gut, daß ich es ſelbſt einſehe! Werden Sie glauben," fuhr er haſtig fort, „daß ich gerade jetzt zu jeder Tollheit fähig wäre — aber zu jeder! Wenn ich mir meine hübſche, ruhige, fertig aufgebaute Zukunft heut abend anſehe, ſo iſt es mir, als würde ich mit dem größten Vergnügen eine Brandfackel in das ſtattliche Gebäude werfen und die ganze Herrlichkeit in Rauch aufgehen ſehen, — alles um ein Paar ſchöner Augen willen! Aber das iſt Thorheit — morgen würde ich mich ſehr über den Aſchenhaufen ärgern, der mir übrig bliebe! — Nehmen Sie um Himmelswillen meine Worte nicht für Ernſt, es iſt eben nur ein Sommernachtstraum, morgen iſt alles verflogen! Kommen Sie, Fritz, laſſen Sie uns hineingehen und eine Flaſche

Sekt auf alle trinken, die ihren Eltern gehorchen und ihre friedliche Straße ziehen — mögen auch rechts und links noch so schöne Blumen blühen — es lebe die Vernunft!"

Wir betraten miteinander den Saal. Angelika stand in der Thür und als sie uns Arm in Arm kommen sah, flog es wie ein Sonnenstrahl über ihr Gesicht.

Sie that ein paar Schritte auf ihren Bräutigam zu, legte ihre beiden Hände auf seinen Arm und sah mit einer seltsamen Mischung von Zärtlichkeit und Sorge zu ihm auf. Trotz der drückenden Hitze im Saal war ihr Gesicht so bleich wie die Theerose in ihrem Haar.

Er nickte ihr freundlich zu.

„Nun, Kleine, wie gefällt Dir unser Zauberfest?"

„Sehr gut!" sagte sie zögernd — ich glaubte zu bemerken, daß sie allein zu sein wünschten, und mischte mich unter die Gesellschaft.

Die Herren waren alle ganz erfüllt von Marions Schönheit, von ihrer geistvollen und graziösen Art zu plaudern und von der Anmut, mit der sie tanzte. Sie war aus dem geduldeten Eindringling plötzlich die Hauptperson des Balles geworden — und wie

eine übermütige Königin ſtand ſie in einem Kreiſe von Bewunderern.

Ich hielt mich beobachtend in ihrer Nähe, als jener Huſar, der ſie vorhin zum Tanz geholt und mit dem ich in der Univerſitätsſtadt vielfach verkehrt hatte, ſeinen Arm durch den meinen ſchob und mich ein paar Schritte mit durch den Saal zog.

„Hören Sie — dieſe kleine Bonpré iſt das gefährlichſte Geſchöpf, das ich je geſehen habe! Auch nicht einer kommt heute unverſengten Herzens davon, außer dem Glücklichen, der homöopathiſch dagegen geſchützt iſt — Feuer gegen Feuer — Roden! Wenn man dem vor einem Jahr geſagt hätte, er würde mit einem ſo bezaubernden Mädchen, wie dieſe Franzöſin, ungerührt zuſammenkommen! Es iſt doch gar nicht ſo dumm, wenn man ſich verlobt! Ihm entgeht freilich viel — wir haben ihn ſchon tüchtig gezerrt, daß er ein ſo exemplariſcher Bräutigam iſt und noch nicht einmal mit der kleinen Schönheit getanzt hat! Seine Braut iſt freilich auch reizend — in ganz anderer Art! Aber es bleibt doch für einen Menſchen von Rodens Temperament eine eigene Sache, ſo über ſich beſtimmen zu laſſen!“

„Was heißt das?“ fragte ich überrascht. „Ich dächte, Roden wäre Manns genug, um zu wissen, was er thun will!“

„Was er thun will — ja! Er weiß aber auch, was er thun muß! Ist Ihnen die abenteuerliche Geschichte mit seinem Erbe nicht zu Ohren gekommen?“

„Ich weiß von nichts!“

„Sein Vater hat die Verbindung mit dieser Cousine, seiner jetzigen Braut, falls dieselbe ihn nicht zurückwiese, als Bedingung für seine Nachfolge im Majorat gestellt. Heiratet er eine andere — von einer Nichtebenbürtigen gar nicht zu reden — so tritt er aus seiner glänzenden Stellung als einer der größten Majoratsherrn der Provinz in sehr bescheidene Verhältnisse zurück. Nun — wir kennen Roden! Er liebt es, den grand seigneur zu spielen — er ist leidenschaftlich für den Sport und närrisch auf das Familiengut — kaum war die Cousine den Kinderschuhen entwachsen, so kam er — das „Sehen und Siegen“ versteht sich bei ihm von selbst — und wie ich höre, ist schon in drei Wochen große Hochzeit. Da haben Sie Rodens Herzensgeschichte! Bei jedem andern — à la bonheur! — Für diesen Feuerkopf ist es jedenfalls gut, daß er so

bald festgemacht wird — und für die reizende Braut auch!"

Ich war sehr nachdenklich geworden. Also was mir das Ergebnis einer schönen, schnell erblühten Neigung schien, war ein altes Familienabkommen und Roden nicht der unbedingt fürstlich reiche Mann, für den er galt. Ich machte mich mit einigen höflichen Worten los und ging in das an den Tanzsaal grenzende große Treibhaus, wo ich in einer dunklen Ecke mich einsam niederließ und mich meinen Träumereien hingab — ungesehen von jedem, der nicht direkt die Blätter der dichten, grünen Taxuswand auseinanderbog, die mich versteckte.

Nach wenig Minuten nahte ein leichter, zierlicher Schritt — und eine helle Gestalt ließ sich außerhalb meines Plätzchens an der andern Seite der Nische nieder.

„Wahrscheinlich eine Ermüdete," dachte ich gleichgültig, „die hier von ihrem letzten Tänzer träumen will."

Doch sie blieb nicht allein. Ein anderer Schritt, fest und klingend, kam den schmalen Gang zwischen den Blattgewächsen entlang und trat hastig auf die Einsame zu.

„Endlich komme ich einen Moment dazu, Sie zu ſprechen," ſagte eine tiefe Stimme — ich fuhr zuſammen — Curt!

„Sie können dieſen Moment als vorüber anſehen," gab Marion in ihrem unverkennbaren, etwas harten Deutſch zurück, „ich wollte hier ein wenig Ruhe haben!" .

„Sie ſind ungnädig! Noch immer wegen der Einladung — wiſſen Sie denn nicht, daß jeder Menſch ein Egoiſt iſt? — Ich wollte auch etwas von dem heutigen Abend haben!"

„Für einen Bräutigam eine ſeltſame Rede!"

„Marion, ſpielen wir doch nicht Komödie! Wir ſind uns ja beide darüber klar geworden, daß die Zeit unſerer Freiheit beſchränkt iſt! Sie rechtfertigen ſich, wenn Sie Ihren eigenen Neigungen folgen, immer damit, „ich gehe ja in einem Jahr ins Kloſter" — nun, und ich — ich heirate in drei Wochen und werde ein muſterhafter Ehemann, der ſeine Felder bebaut — ich möchte aber gern vorher noch leben — ſoviel ich kann! Meinen Sie nicht," fuhr er ernſthafter fort, als ſie noch immer ſchwieg, „daß es mir lieber wäre, ich hätte Sie nicht in dieſer Zeit kennen gelernt? Seien Sie

offenherzig, Marion, Sie haben alles daran gesetzt, mich möglichst toll zu machen, Sie haben mich nie daran erinnert, daß ich nicht so — oder so zu Ihnen sprechen dürfe — und jetzt thun Sie so fremd und kalt, als hätten Sie es nie lächelnd angehört, daß ich mehr von Ihnen entzückt bin — als für uns beide gut ist!"

„Wer sind die „Beiden"? Sie und Mademoiselle! Mir macht es nichts aus, ob jemand von mir entzückt ist! Es ist auch nicht so weit damit her, Baron Roden — Sie müssen immer bedenken, daß mir schon viel Schönes in meinem Leben gesagt worden ist — Worte sind eine leichte Ware!"

„Ihr Ton läßt mich glauben, daß ich Sie gekränkt habe — was soll ich thun?"

Sie stand auf, um zu gehen.

„Sie haben noch nicht einmal mit mir getanzt," sagte sie langsam und that einen Schritt nach dem Ausgang.

„Marion, Sie werden mich auslachen — ich — ich habe es meiner Braut versprochen!"

Sie lachte wirklich — hell und spöttisch.

„Ich mache Ihnen mein Kompliment! Sie werden ein vorzüglicher Ehemann werden! Ich sehe Sie

ſchon auf den Hofbällen, von denen Sie mir erzählt haben — die Frau Baronin entwirft die Tanzkarte — und der Herr Gemahl geht und tanzt nach Vorſchrift; ich bewundere Sie von ganzem Herzen!"

Sie lief bei dieſen Worten ſchnell hinaus, er blieb ſtehen und ſtampfte mit dem Fuß.

„Verdammt!" murmelte er zwiſchen den Zähnen und folgte ihr langſam.

Ich war wie betäubt, — alſo ſo ſtand es mit den beiden! Sie hatten ſich ſchon oft geſehen, und jene gefährliche Sprache, hinter welcher ſich die Leidenſchaft verbirgt, war ihnen nichts Neues mehr!

Vor einer Stunde noch hätte ich Curt aufs tiefſte verachtet — ſeitdem ich wußte, wie ſeine Verlobung zu ſtande gekommen war, ſchwankte mein Urteil. Und Angelika liebte ihn!

Die Muſik rief; ich mußte mit ihr in die Reihen treten. Ich verſuchte, meine Mienen zu beherrſchen, aber als ich im Vorübergehen in den großen Spiegel ſah, erſchrak ich vor der Leichenbläſſe meiner Züge.

Gleichzeitig mit mir trat Roden zu ſeiner Braut.

„Was iſt Dir, Fritz?" fragte Angelika beſorgt, „Du ſiehſt ganz verſtört aus!"

„Ich habe Kopfſchmerzen!" erwiderte ich haſtig

— und Curt, der mich kaum hatte ausreden laſſen, bat ebenſo ſchnell: „Einen Augenblick!“ und faßte Angelikas Hand. „Du biſt für dieſen Tanz verſagt? — Ja? Dann bitte, gieb mir mein Wort zurück — erlaube, daß ich einmal mit Fräulein Bonpré tanze — es fällt ſo auf — es wird allgemein beſprochen, daß der Sohn des Hauſes einen Gaſt ſo vernachläſſigt!“

Angelika erhob den Kopf. Seine Augen hingen geſpannt an ihren Zügen.

„Nein!“ ſagte ſie eiskalt und wandte ſich ohne ein weiteres Wort zu mir.

Er trat erblaſſend zurück und biß ſich auf die Lippen. Wir tanzten. Angelika war ſtumm und nur zuweilen hob ein tiefer Seufzer ihre Bruſt — ſie ſah ſtarr vor ſich nieder.

Ich blickte in den Saal hinein. Marion ſtand an der Thür, Curt unweit von ihr am Fenſter; ich ſtrengte alle meine Beobachtungsgabe an und ſah, wie ſie ihm einen finſter drohenden Blick zuwarf. Er ſah flüchtig nach uns und zuckte die Achſeln.

Mir ging wie ein Blitz der Vers aus der alten Oluſſage durch den Kopf:

„Ich darf nicht tanzen — nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen iſt mein Hochzeitstag!“

Der Walzer ſchien ſich ſeinem Ende zuzuneigen. „Gottlob“, dachte ich unbewußt — da ſah ich, wie ich unabläſſig die beiden beachtete, wie Curt ſeinen Platz verließ und hinter Marion trat — er ſprach leiſe mit ihr. Ihr Tänzer, der glauben mochte, es handle ſich um eine Aufforderung, trat etwas zurück, ſie ſchüttelte mit einem gefährlichen, grauſamen Lächeln den Kopf — da plötzlich — mit blaſſem Geſicht, in dem der Sieg ſeiner geſtachelten und gereizten Leidenſchaft zu leſen war, trat er vor, verbeugte ſich tief — und ſie tanzten! Ich hoffte, Angelika ſchnell in ein Geſpräch zu verwickeln — vergebens! Sie ſah mit weit geöffneten Augen dem Paare nach, wieder und wieder flogen ſie wirbelnd an uns vorbei — dann plötzlich ſeufzte ſie leicht auf und ließ ihren Kopf zurückſinken, ich legte haſtig den Arm um ſie — ſie war ohnmächtig geworden!

Es gelang mir, ſie von den anderen unbemerkt in den Garten zu führen, freilich faſt zu tragen; als wir in der kühlen Nachtluft angekommen waren, ließ ich ſie ſanft auf einen Gartenſeſſel gleiten; ſie öffnete die Augen langſam, nahm aber weiter keine

Notiz von mir, ſondern ſaß ſtill und blaß wie ein ſchönes Marmorbild mit zuſammengepreßten Händen da, ich ſtand daneben und biß mir faſt die Lippen wund, um den Thränen zu wehren, die ſich in meine Augen drängen wollten.

In dem Augenblick trat Curt aus der geöffneten Glasthür, er ſah ſich ſuchend um, ſeine Blicke fielen auf die ſtille, weiße Geſtalt ſeiner Braut, die noch immer regungslos vor ſich hinſtarrte.

Im Nu war er bei ihr.

„Angelika, liebes Kind, was iſt Dir, biſt Du krank? So ſprich doch, Fritz, was fehlt ihr? In Teufels Namen, will mir niemand antworten?“

Ich ſchickte mich an, zu gehen, als Angelika mit plötzlich erwachendem Bewußtſein nach meiner Hand faßte.

„Fritz, laß mich nicht allein!“

Es lag eine ſo tiefe Hilfloſigkeit, ein ſo rührendes Anklammern an einen Halt in ihrem Ton, daß mir die Faſſung verſagen wollte. Aber ich nahm mich zuſammen.

„Nein, nein, Angelika, was ſollte ich wohl zwiſchen Euch — ſprich mit Deinem Bräutigam allein!“

Und ſanft ihre kleinen Finger von meiner Hand losmachend — Gott weiß, wie ſchwer es mir wurde — ging ich davon, ohne zurückzuſchauen — und es war ein bitteres Gefühl, mit dem ich dachte: „er wird ſie ſchnell genug wieder verſöhnen, er verſteht es ja ſo gut!“

Die kurze Sommernacht begann zu weichen — ich benutzte den allgemeinen Aufbruch, um mich der alten Gnädigen zu empfehlen; auf ihre halblaute Frage nach dem Brautpaar erwiderte ich der Wahrheit gemäß, ſie ſeien im Garten, und ging hinaus, um meinen Hut zu holen. Da berührte eine kleine Hand meinen Arm, und als ich mich raſch umwandte, ſtand Marion vor mir, ein großes, weißes Schleiertuch über Kopf und Schultern geworfen.

„Bitte, Fritz, bringen Sie mich heim, — der Vater hat wohl vergeſſen, daß ich noch hier bin!“

Sehr vereinſamt war ſie doch, das arme Ding, und wenig dazu angethan, ohne Zaum und Zügel in der Welt umherzulaufen!

Ich war gewiß nicht mild gegen ſie geſtimmt, aber ein weicher, niedergeſchlagener Ton in ihrer ſeltſamen Stimme, der wohl von dem Gefühl herrühren mochte, daß ſie nie und nirgends von irgend

welcher Sorgfalt umgeben war, ein trauriger, müder Zug um ihren schönen, übermütigen Mund — alles das sprach zu meinem Herzen und ich bot ihr schweigend den Arm, in den sie ihre eine Hand legte, während sie mit der andern das Kleid zusammenhielt, damit es nicht den Staub der Straße aufwirble.

Ich versuchte, sie auf diesem Wege unparteiisch zu betrachten, ich wollte Curt begreifen — und ich mußte mir sagen, daß sie schöner und anziehender sei, wie irgend ein Wesen, das mir jemals begegnet war.

Jetzt — in der grauen Morgendämmerung — mit dem schwermütigen Zug um den Mund, den halbwelken Blumen im Haar, glich sie ganz einer jener Elfen, die in Sommernächten auf den Wiesen tanzen und den Wanderer ins Verderben locken.

Wir schwiegen beide. Ihre Augen hingen wie abwesend an dem rötlichen Streifen, der dort über den Tannen langsam höher rückte und den jungen Tag verkündete; ich sann darüber nach, wie ich es anstellen sollte, um sie zu fragen, warum sie so gegen Recht und Gewissen handle — und fand das rechte Wort nicht.

Endlich begann ich ziemlich ungestüm:

„Was wollen Sie eigentlich mit dem Baron, Marion? Wenn es nur eine Rache gegen Angelika sein soll, die Sie darin suchen, so sind Sie wohl nun bald weit genug gegangen. Und bedenken Sie denn nicht, daß Sie sich selbst mehr damit schaden als ihr? Zu einer Spielerei ist die Sache zu ernsthaft — und an Ernst hierbei nur zu denken, wäre ja geradezu Wahnsinn!“

Sie blickte scheu, wie ein gescholtenes Kind zu mir auf, allmählich begann es um ihre Lippen zu zucken und sie senkte rasch die Augen, wie um Thränen zurückzuhalten.

„Mit welchem Recht sagen Sie mir das?“ fragte sie endlich, halb furchtsam, halb zornig.

„Mit dem Recht von Angelikas ältestem Jugendfreund, mit dem Recht eines, der Sie auch schon als Kind gekannt hat — und endlich mit dem Recht jedes anständig denkenden Menschen, der nicht schweigend mit ansehen darf, wenn in seiner Gegenwart falsches Spiel getrieben wird — um ein kindisches Rachegelüst zu befriedigen!“

Sie zog ihre Hand aus meinem Arm und stand ruhig vor mir im schwachen Schein der beginnenden Morgenröte.

Der Schleier war ihr beim Gehen halb vom Kopf gesunken und die welke Blume in ihrem nachtschwarzen Haar zitterte in dem kühlen Frühwind.

„Fritz", sie begann mit seltsam gefaßter Stimme, „Sie wissen, daß ich Zutrauen zu Ihnen habe, auch wenn Sie mich so rauh anfahren, wie eben jetzt — ja, dann vielleicht erst recht! Denn dann fühle ich, daß ein gesunder Atemzug durch mein armes, zerfahrenes Leben geht! Fritz", fuhr sie aufgeregt fort, „ich spreche zu Ihnen in dieser Morgenstunde, wie ich noch nie zu jemandem gesprochen habe — wenn Sie mich bis jetzt für ein schlechtes, herzloses Ding, für eine Kokette gehalten haben — vergessen Sie es für einen Augenblick! Ich bin jetzt Ihnen gegenüber nichts weiter, als ein armes Mädchen, das ein hohes Spiel gespielt hat — und ich habe meinen Einsatz verloren — mein Herz, so wahr ich je ein Herz hatte!"

Ich wollte etwas erwidern, aber sie hob mit einer ihr eignen, graziös befehlenden Bewegung die Hand auf und sprach hastig weiter.

„Ich fing die — Sache mit dem Baron an aus Übermut, aus Neckerei — er hatte anfangs

ſo hochmütig über mich fort geſehen — und dann — ich wollte die Nadelſtiche heimgeben, von denen ich da oben oft gequält wurde. Und je länger es dauerte, in jeder Stunde, in jeder Minute merkte ich, daß es mit mir davon ging, ich mußte ihn ſehen, ihn ſprechen — aber nicht mehr aus Rache! Sie haben ihn geſehen — und Sie kennen mich — wir beide mußten einander überhaupt nie in den Weg kommen — oder anders! Es iſt nicht leicht für ein Mädchen, dergleichen Dinge auszuſprechen, aber Sie werden jetzt nicht mehr ganz ſo ſchlecht von mir denken!"

Sie ſah zu Boden und atmete raſch nach dieſem ſeltſamen Geſtändnis, als ſei ihr das Sprechen ſchwer geworden.

Mir gingen tauſend Gedanken durch den Kopf, aber ich fand keine Worte für das, was ich empfand — ſchweigend ergriff ich ihre kleine Hand und drückte ſie herzlich.

Sie wandte ſich ab und ich ſah, wie ein Schauer über ihre ſchlanke Geſtalt lief. Dann blickte ſie mich mit den noch in Thränen ſchwimmenden Augen an.

„Sie ſehen alſo — die Partie ſteht gleich! Nein — nicht gleich — denn wer hat mehr zu verlieren? Seine Braut, die er gewählt hat, weil er nicht anders

konnte, der dann immer noch ein ruhiges, reiches Leben blüht, oder ich — ohne bleibende Statt, außer im Kloſter, arm, einſam, ohne eine Seele, die es kümmert, wenn ich ſterbe und verderbe. Ich weiß," fügte ſie raſch hinzu, „er wird, er kann nie ernſtlich an mich denken, ich will es auch nicht verlangen! Ich paſſe nicht zur Edelfrau — wer weiß das beſſer wie ich ſelbſt! — aber jenes hochmütige Wachsbild ſoll ihn nicht haben, ſo lange ich es ſehe und erlebe — niemals!"

Der Leidenſchaftsausbruch dieſer letzten Worte kühlte mich ab. Ich hatte ihren heftigen Geſtändniſſen, ihrer rückſichtsloſen Offenheit halb hingeriſſen gelauſcht, aber die Wildheit ihrer Züge, als ſie die Drohung ausſtieß, das unheimliche Funkeln ihrer großen Augen verliehen ihr mehr wie je Ähnlichkeit mit einem ſchönen Dämon — ſie würde auch dem verblendeten Oluf zurufen:

„Und ſo Du nicht willſt tanzen mit mir,
Tod und Krankheit ſoll folgen Dir!"

Schweigend ſchritt ich neben ihr her. Als ich ſie an der zerbröckelten Gartenmauer verließ, ſpielten gerade die erſten rötlichen Strahlen des anbrechenden Tages auf ihrem weißen Kleid und übergoſſen

ihr prachtvolles Geſicht mit hinreißender Glut, aber der Zauber war gebrochen, der ſchöne Spuk verblich in der Frühſonne — und ich wendete mich beim Hahnenkrähen dem elterlichen Hauſe zu.

„Er iſt ſo bleich, er iſt ſo jung,
Gott ſchenk' ihm Ruhe balde!"

Ich ſchlief bis tief in den Morgen hinein, und als ich endlich in das ſonnige Wohnzimmer der Eltern trat, fand ich ſie ſchon im eifrigen Geſpräch beiſammen und ſah eben den Wagen der alten Gnädigen fortrollen. Meine Mutter eilte mir ſogleich mit den lebhaften Worten entgegen:

„Was haſt Du alles verſchlafen, Fritz! Fräulein von Roden war eben hier und hat Dich zu Angelikas Hochzeit eingeladen!"

„Aber dann bin ich ja nicht mehr hier!" erwiderte ich erſtaunt.

„Das iſt es eben, die Hochzeit iſt auf heut in acht Tagen angeſetzt und es ſcheint, als ob der junge Baron auf ſeinem Gut nicht mehr entbehrt werden könne, oder was es ſonſt für Gründe ſein mögen, kurz, er reiſt ab und kommt erſt am Tage

vor der Trauung wieder. Nun, sagst Du kein Wort?“

Ich war wirklich, wie man zu sagen pflegt, wie vom Donner gerührt. Die Erlebnisse des vergangenen Abends standen mit greller, unheimlicher Deutlichkeit vor meinen Augen und die Folge davon sollte sein, daß Angelika sich entschloß, ihr Geschick nach wenigen Tagen unauflöslich mit dem Mann zu verbinden, der sie noch gestern so schwer gekränkt!

„Wann reist Baron Curt?“ fragte ich, um doch etwas zu sagen.

„Heute mittag — richtig, sein Reitknecht war hier und hat etwas für Dich abgegeben.“

Ich überflog die hastigen Zeilen, — Curt bat mich, ihn um ein Uhr zu erwarten, er wolle mir Lebewohl sagen.

Ich saß zu der von ihm bestimmten Zeit gedankenvoll in meinem Zimmer, als die Thür aufgerissen wurde und Curt im Reitanzug, die Mütze auf dem Kopf, zu mir eintrat, sich auf einen Stuhl warf und Mütze und Reitgerte von sich schleuderte.

„Ich konnte nicht ohne ein paar erklärende Worte an Sie abreisen, bester Fritz“, sagte er in

seinem gewinnendsten Ton, „Sie waren gestern unfreiwilliger Zeuge der kleinen Affaire zwischen meiner Braut und mir, und die glückliche Lösung wird Sie um so mehr erfreuen. Angelika ist die Herzensgüte selbst, sie hat mir verziehen, freilich zum letztenmal, — nun, sie soll nie mehr Ursache zum Verzeihen haben — und wir sind, wie Sie gehört haben, übereingekommen, uns heut über acht Tage trauen zu lassen. Eine kurze und lange Zeit, wie man will! Ich reise nun schleunigst ab, die Hochzeitsgäste aus meiner Gegend selbst von dem veränderten Plan zu unterrichten und einzuladen, und komme erst am Tage vor der großen Zeremonie wieder. Es ist auch ganz gut so — die Damen haben nun noch tausend Kleinigkeiten zu besorgen und ich — mir ist wie im Fieber — ich möchte noch ein paar tolle Ritte machen und dergleichen, ehe ich gründlich zahm werde! So, nun ist alles gesagt, bitte wünschen Sie mir Glück!“

Er warf den schönen, heut sehr bleichen Kopf zurück, ein unstätes Feuer brannte in seinen dunkelblauen Augen — und doch sah er müde aus — müde zum Sterben!

„Von Herzen wünsche ich Ihnen das Beste und

glaube es für Sie", ſagte ich einfach und faßte nach ſeiner Hand, „mit einem ſo vortrefflichen Mädchen wie Angelika muß jeder Mann glücklich werden!"

„Glücklich!" wiederholte er faſt mechaniſch und dann ſprang er plötzlich auf. „Werden Sie mich auslachen, Fritz? Weiß Gott, warum man Ihnen alles anvertrauen muß, aber noch vor einer Stunde glaubte ich ſehr glücklich zu ſein! Ich war entſchloſſen, in Angelika alles zu ſehen, was ich mir wünſche und erſehne, ich war einig mit ihr, einig mit mir! Da — wir gehen im Garten — führt uns mein Unſtern an einer blühenden Akazie vorbei, eine Dolde hing gerade über meinem Kopf herab — und wie der leiſe Duft ſo über mich hinweht, da war es, als könnte ich mein Wort nicht halten, als müßte ich wieder dahin, wo ich zuletzt ſolch' einen Zweig geſehen hatte — und nun lachen Sie mich aus! Nicht, als ob ich ſelber genau wüßte, ob es zum Lachen, zum Weinen — oder zum Verzweifeln iſt! Es giebt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, Fritz, als wir glauben mögen — es geht ein ſtiller, gewaltiger Zauber durch die Welt, und wehe dem Menſchen, der ihm verfallen iſt, man iſt zerriſſen, hierhin, dorthin, und wenn man

ſich je wieder zur Raiſon bringt, ſo bleibt man ein jämmerliches Flickwerk. Adieu, Fritz, ich reite nach der Station, die Minuten jagen, leben Sie wohl! Wenn wir uns wiederſehen, trage ich den Myrtenzweig im Knopfloch und bin ein ganz ruhiger Mann geworden!“

Mit welch' unheimlicher Deutlichkeit ſchrieben ſich mir dieſe Abſchiedsworte ins Herz und tauchten wieder und wieder vor mir auf!

Er nahm ſeine Mütze vom Tiſch, ſtreckte mir die Hand hin, und plötzlich traten ihm Thränen in die Augen.

„Verdammt!“ rief er lachend, „eine ſolche bevorſtehende Feierlichkeit macht einen zum Weibe, gut, daß man nur einmal in die Lage kommt! Gott befohlen, Fritz!“

Ich trat ans Fenſter und ſah ihm nach, er grüßte noch mit der Hand zurück und mein Herz wallte wieder auf für die ritterlich ſchöne Geſtalt, die ſo voll Feuer und Leben dahinſprengte.

Aber es lag ein eigner Schatten über mir den ganzen Tag und viele folgende Tage, ich konnte mir den Gedanken nicht aus der Seele reden: „es iſt nicht alles gut, nicht alles, wie es ſein ſollte!“

Und die Zeit ging ruhig, geräuschlos weiter, die Ähren standen in vollster Pracht, die Sicheln wurden geschärft, der Hochzeitstag war nicht mehr fern.

In den nächsten Tagen kam ich wenig aus dem Hause, nur einmal, gegen Abend, ging ich nach dem Herrenhof — es war zwei Tage vor der Hochzeit.

Ich sprach die alte Gnädige einen Augenblick, die mit Vorbereitungen für das Fest alle Hände voll zu thun hatte. Angelika war nicht zu sehen, „sie sei in sehr erregter Stimmung," sagte Fräulein von Roden, „wie ja in diesen Tagen kaum anders zu erwarten."

Was meine Schritte an dem Abend hinauslenkte zu Monsieur Bonprés Häuschen — ich weiß es nicht. Aber ich ging hin, und als ich den langen, kahlen Weg hinabschritt, der von der Stadt aus nach der Mauerpforte des Gartens führt, sah ich Marion regungslos dort stehen und, die Augen mit der Hand beschattet, den Weg hinauf spähen.

Ich wollte mit einem schnellen Gruß an ihr vorüber, hatte ich sie doch seit unserer seltsamen nächtlichen Wanderung nicht wieder gesehen, aber sie trat rasch auf mich zu, mit bleichem Gesicht und fieberhaft glühenden Augen.

„Fritz, ist es wahr, daß übermorgen die Hochzeit ist?“

„Und wenn es so wäre?“ fragte ich kalt zurück — ihr erregtes Wesen war mir fremd und antipathisch.

„Dann, Fritz“ — und sie sank mit einer unbeschreiblich leidenschaftlichen Bewegung zu meinen Füßen, „dann haben Sie Mitleid mit mir und geben Sie ihm diesen Brief!“

„Wem?“ frug ich rauh und trat einen Schritt zurück.

„Sie sind grausam — dem Baron! Fritz, Sie töten mich, sagen Sie nicht nein, sehen Sie mich nicht so verächtlich an!“

„Sie sind wahnsinnig“, sagte ich heftig und stieß ihre Hand zurück, „der Baron ist schon so gut wie verheiratet! Ich will mit Ihnen nichts mehr zu thun haben, lassen Sie mich vorbei!“

„Nein, niemals,“ rief sie, wie außer sich, „erst hören Sie mich an! Ich will Ihnen alles sagen, auf die Gefahr hin, daß Sie mich verraten — doch Sie thun es nicht — es ist Ihnen viel zu gleichgültig, was aus mir wird! So hören Sie denn — ich habe an meinen Onkel geschrieben, den Bruder

meiner Mutter, am Hochzeitstage des Barons gehe ich fort, unter die Komödianten, nie wieder soll man etwas von mir hören, aber ich will ihm Lebewohl sagen! Ich will — ich muß — dann gehe ich ja — nur ein einziges Abschiedswort, wem kann das schaden?"

„Allen schadet es," sagte ich ungerührt, „dem Baron, Ihnen und Angelika. Wollen Sie gehen — gut — gehen Sie, aber wenn ein Funken von weiblichem Gefühl in Ihnen lebt, so gehen Sie heut, oder morgen früh — sparen Sie ihm das peinigende Gefühl, Sie noch hier zu wissen!"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Gut," sagte ich jetzt ruhig, „so bleiben Sie, werden Sie das Verderben einer ganzen Familie, die bisher ruhig und glücklich lebte, aber von mir verlangen Sie keine Rolle in Ihrer Komödie, ich hoffe zu Gott, daß ich Sie nie mehr wiedersehe!"

„Sie stellen sich schlimmer, als Sie sind, Fritz," rief sie flehend, „Sie waren stets gut zu mir, hier, nehmen Sie den Brief."

„So geben Sie ihn her," unterbrach ich sie, „ich trage ihn zur alten Gnädigen, die wird dafür sorgen, daß er so beantwortet wird, wie Sie es

verdienen! Marion," fügte ich etwas milder hinzu, da sie leichenblaß und zitternd vor mir stand, „lassen Sie von dieser unglückseligen Leidenschaft nicht alles ersticken, was Gutes in Ihnen ist, fassen Sie einen Entschluß, seien Sie ein gutes Mädchen — und ein ehrliches Mädchen, reisen Sie heute ab!"

„Sprechen Sie nicht weiter," sagte sie mit tonloser Stimme, „wenn Sie so sanft zu mir reden, machen Sie mich — wahnsinnig — ganz wahnsinnig! Es ist zu spät, ich kann nicht gehen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben! Adieu, Fritz, Sie haben mir viel harte Worte gesagt, aber wir bleiben gute Freunde, wenn wir uns auch nie mehr wiedersehen sollten."

Ich ging stumm, ohne ihren Abschiedsgruß zu erwidern; ich war empört bis in die Tiefe des Herzens, daß nun, vor Thoresschluß, die Quälerei und das Elend noch einmal beginnen sollten, um — Gott weiß wo — und wie — zu enden! Die Nacht verging mir in unruhigen Träumen und unruhigerem Wachen.

Mein erster Gang gegen Mittag war nach dem Herrenhof — Curt kam mir in der Thür entgegen, er sah wohler und ruhiger aus, als vor acht Tagen.

„Nicht mehr vierundzwanzig Stunden," dachte ich heimlich, „dann ist alles gut, dann sind sie fort und es wird, so Gott will, bis dahin nichts mehr zwischen sie treten!"

Während wir noch miteinander redeten, kam ein Bedienter mit abgezogenem Hut an Curt heran, ein zierlich gefaltetes Briefchen in der Hand.

„Soeben für Sie abgegeben, Herr Baron," sagte der Mann mit einem seltsamen, halb schlauen, halb neugierigen Gesicht — so glaubte ich wenigstens.

Ein Blick auf den Brief genügte mir.

„Curt!" sagte ich schnell, „glauben Sie, daß ich es ehrlich mit Ihnen meine?"

„Ganz und gar," erwiderte er überrascht, „wie kommen Sie zu der Frage?"

„Dann geben Sie mir diesen Brief, lesen Sie ihn nicht, er ist — kurz, bitte, geben Sie ihn mir!"

Er sah mich erstaunt an.

„Woher haben Sie diese plötzliche Divinationsgabe, Fritz, durch verschlossene Briefe sehen zu können?" fragte er scherzend.

„Einerlei, wollen Sie mir den Freundschaftsdienst nicht erweisen?"

„Guten Morgen, mein lieber Fritz," sagte die

Stimme der alten Gnädigen in diesem Augenblick neben mir — Curt steckte den Brief ein. — „Sie sehen, man putzt hier schon den Reisewagen für das junge Paar, morgen nachmittag geht es fort und ich muß sehen, wie ich ohne meine Angelika fertig werde! Doch das ist der Welt Lauf!“

In meiner Angst hörte ich kaum auf die Worte meiner alten Freundin, ich hatte keinen andern Gedanken, als ob Curt den Brief öffnen würde, und doch durfte ich vor seiner Tante kein Wort mehr davon erwähnen!

Fräulein von Roden hielt einen großen Blumenstrauß in der Hand und forderte mich auf, ihn zu bewundern.

„Unser guter Sommer ist ein Juwel von einem Gärtner,“ plauderte sie unbefangen, „mit welchem Geschmack hat er hier die Rosen angebracht und dazwischen diese allerliebsten, nickenden Akazien!“

„Akazien!“ rief Curt plötzlich in seltsam verändertem Ton, sah mich an, als ginge ihm erst jetzt der Sinn meiner Worte auf — und während die Tante einen Reitknecht heranrief und ihm einen Befehl erteilte, nahm er langsam den Brief hervor — ich höre noch das Knittern des Papiers —

und las ihn, ein-, zweimal, während jäher Wechsel von Röte und Bläſſe ſein Geſicht überzog, dann verbarg er den unheilvollen Zettel wieder in ſeiner Bruſt.

Ich ſchickte mich zum Gehen an.

„Sehe ich Sie heute noch?“ fragte ich ihn beim Abſchied.

„Schwerlich,“ erwiderte er in gezwungenem leichten Ton, „ich habe noch ein paar Beſuche in der Gegend zu machen.“

„Heute — am Tage vor Ihrer Hochzeit?“ ſagte ich bedeutſam und ſah ihn feſt an.

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Eben darum — Abſchiedsbeſuche!“

Ich ging ſchweigend; als ich zurückſah, gewahrte ich an einem der Fenſter Angelikas helle Geſtalt, ſie winkte mir freundlich zu — ich that, als hätte ich die einladende Geberde nicht verſtanden. Ich konnte ihr jetzt nicht vor Augen kommen.

Der Tag ging hin. „Wie wird es morgen um dieſe Zeit ſein?“ verſuchte ich in jeder Stunde zu denken und konnte es nicht!

Endlich ſchlich die Dämmerung leiſe und langſam heran, ich wollte meinen gewohnten Abendſpaziergang machen, doch beſann ich mich anders. Es

sollte mir niemand begegnen, dem ich hätte ansehen können, wohin er ging, woher er kam — ich blieb in meiner einsamen Stube — mit schwerem Herzen.

Da kam unsere alte, halb blinde Magd herauf.

„Herr Fritz, eine Dame will Sie sprechen! Sie ist ganz verschleiert und läßt Sie bitten, gleich zu kommen, sie wartet im Garten auf Sie.“

Eine Flut von Ahnungen stürzte über mich herein, während ich meinen Hut nahm und die Treppe hinunter ging. Marion! denn wer sollte es sonst sein? Was konnte sie zu mir führen?

Hastig trat ich der harrenden Gestalt entgegen, die an unserm Gartenpförtchen stand.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte ich schnell — da schlug sie den Schleier zurück — es war Angelika!

Ich sah sie stumm und tötlich erschrocken an, sie nahm ebenso schweigend meine Hand und zog mich vom Garten fort. Auf dem Wiesenweg blieb sie stehen.

„Fritz,“ sagte sie mit gepreßter Stimme, „ich komme in Todesangst, mir ist zu Mute wie einem gehetzten Wild — Curt ist fort — seit zwei Stunden! Ich habe auf den Hufschlag des Pferdes gehorcht, bis ich fast den Verstand verlor und immer das Klopfen meiner Schläfen dafür hielt, und jetzt —

wie aus plötzlicher Eingebung, weiß ich, wo er ist — er ist bei Marion Bonpré! Und wenn ich mich nicht täusche — und ich sehe Dir an, daß ich mich nicht täusche — dann höre ich auf, gegen ein Schicksal anzukämpfen, das stärker ist als ich, dann scheiden wir! Allein konnte ich ihm nicht nachgehen, die Tante ahnt nichts von meiner Unruhe, da bin ich denn zu Dir gekommen! Du hast mich noch nie belogen und betrogen, hilf mir auch jetzt, wo mir keiner beistehen kann, als Du!"

Ich küßte ihr wortlos die Hand, sie schien mir in dieser Stunde um Jahre älter geworden.

Wir gingen in den stillen, schönen Abend hinein. Alles um uns her atmete Frieden und Ruhe, das Summen der Insekten war verstummt, die Gräser und Blumen neigten ihre tauschweren Köpfchen — war die Stille ringsum Schuld, daß mir das Herz so hörbar klopfte?

„Soll ich nicht allein gehen?" fragte ich einmal halblaut.

„Nein, in dieser Stunde muß ich bei ihm sein," erwiderte sie fest, „entweder ihm kniefällig abzubitten, was ich von ihm dachte — oder ihm auf ewig Lebewohl zu sagen!"

Ihre Stimme brach, wir gingen ſchweigend vorwärts. Als wir des Mauerpförtchens anſichtig wurden, griff Angelika plötzlich, wie im Krampf, nach meiner Hand, — in der tiefen Dämmerung weidete dort ein reiterloſes Pferd.

Wir ſtanden ſtill.

„Geh hinein, Fritz, ſage ihm, daß ich hier bin, ſo viel Zeit muß er noch dies einemal für mich haben, ich will ihn dann nie — nie mehr hindern, er ſoll frei ſein, damit er ehrlich ſein kann!“

Sie ging mit mir bis zum Mauerpförtchen — als ich eintreten wollte, ſah ich angſtvoll nach ihr zurück — da ſtand ſie, ſchlank und ſtill wie immer, neben dem Pferde und ſtreichelte ſanft ſeinen Hals. Der Anblick that mir weh bis ins innerſte Herz.

Ich eilte dem Hauſe zu, doch ehe ich zehn Schritte weit gethan, ſtand Curt vor mir.

„Sie iſt fort“, ſagte er mit tiefer, erloſchener Stimme.

„Marion? Wo — wohin?“

„Sie wollte nichts, als mir Lebewohl ſagen, das hat ſie gethan — und nun iſt ſie fort und ich finde ſie nicht wieder!“

Er ſprach in ſeltſam zerſtörtem Ton, ich fühlte, daß ich ihn zu ſich bringen mußte.

„Angelika iſt hier," ſagte ich ſo ruhig, wie ich vermochte — „ſie will mit Ihnen reden."

„Auch Abſchied nehmen!" rief er in ſchneidendem Ton, „es iſt gut ſo — beſſer ſo, eh' ich es ihr ſage — alles hat nur das eine Wort für mich — leben Sie wohl, Fritz!"

Plötzlich legte er die Arme um meinen Hals. Schluchzend wie ein ſchwaches, hilfloſes Kind nannte er ſich ſelbſt in wilden Worten einen Ehrloſen — und warf ſich vor mir auf den Boden, das Geſicht in das feuchte Gras gedrückt.

Da bewegte ſich leiſe das Mauerpförtchen — Angelika trat zu ihm. Sie kniete geräuſchlos an ſeiner Seite hin und hob mit ihren zarten, ſchmalen Händen ſeinen Kopf empor.

„Grämе Dich nicht ſo, Curt," ſagte ſie ſanft, „ich gebe Dich frei! Ich wollte Dich glücklich machen, ich hätte Dich doch nur unglücklich gemacht! Lebe wohl, Curt!"

Hier ging ich ſtill aus der kleinen Pforte — wenn zwei gebrochene Menſchenherzen von einander ſcheiden, das ſoll kein anderes Auge ſehen.

Es wurde dunkler und dunkler, ich ſtand noch regungslos und träumte mehr, als ich dachte, ſo

daß ich heftig zusammenschrak, als Angelikas Stimme meinen Namen nannte.

„Bringe mich jetzt nach Hause, lieber Fritz!“

Ich wollte ihr den Arm bieten, aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich muß nun lernen allein zu gehen,“ sagte sie mit einem Lächeln, das viel trauriger war als Thränen.

So ging sie schweigend neben mir her, und der Kampf, den dies reine Gemüt mit seinem großen Schmerz kämpfte, wurde tapfer und still ausgerungen — ich habe sie keine Thräne vergießen sehen — mein stolzes Edelfräulein!

Als ich sie sicher im Hause wußte, betrat ich mein Zimmer. Unfähig, zu schlafen, öffnete ich das Fenster und blickte in die Sternennacht. Aber ihr ernster Glanz beruhigte nicht das Stürmen in meinem Herzen, wie sonst wohl, Berg und Thal schienen noch immer widerzuhallen von dem traurigen Wort: „Lebewohl!“

Langsam und träge schlichen die Stunden dahin, es mochte gegen zwei Uhr sein, als ich mich eben ermattet aufs Bett werfen wollte. Ich streckte schon die Hand aus, um das Fenster zu schließen, da war es mir plötzlich so seltsam unruhig zu Mute, als versäumte ich etwas unendlich Wichtiges, wenn ich jetzt zur Ruhe ging.

Ich blieb in den Kleidern, ich schritt im Zimmer auf und ab, dann schlich ich mich leise durch das dämmerige Haus hinab ins Freie.

Grau und still lag der Morgen vor mir, wie in jener Nacht, da ich Marion Bonpré heimgeleitet, es schimmerte eben der erste, rötliche Sonnenstreifen am Himmel. Ich ging davon, ziellos, wie ich glaubte, aber immer gerade auf den großen Wald zu, der in die Landstraße mündet.

Ich mochte eine halbe Stunde so hingewandert sein, als die Sonne aufging. Die verschlafenen Vogelstimmen in den Zweigen wurden heller, wurden unzählig, ein frischer, kühler Wind strich durch die tauglänzenden Baumwipfel und die ersten Sonnenstrahlen blitzten auf dem grünen Moos.

Da — ich kann noch heute nicht an den alten Eichbaum denken, ohne jenes namenlose Entsetzen zu fühlen, das mir in dem Augenblick das Herz stillstehen ließ — unter der Eiche lag still und regungslos eine schlanke Jünglingsgestalt. Die Sonne spielte auf dem bleichen Gesicht, der Morgenwind hob hier und da eine Locke seines Haares, aber diese Zeichen vermochten mich nicht zu trügen — plötzlich standen seine Worte wie mit Riesenschrift

vor meinen Augen — „wenn wir uns wiederſehen, bin ich ein ganz ruhiger Mann geworden!“

Neben ihm, noch von ſeiner Hand umklammert, im taufeuchten Gras, lag die Piſtole und durch die bunten, luſtigen Waldblumen floß ein dunkler, ſchwerer Strom.

„Lebewohl!“ ſagte ich wie unbewußt und kniete bei ihm nieder, es war ſo ſtill, ſo ſtill ich ſchämte mich nicht, daß ich mit heißen Thränen den ſtolzen, jungen Mund küßte, der nun auch ſo ſtill geworden war — ganz ſtill!

Da plötzlich ſchmetterte ein Poſthorn ſeine luſtige Weiſe in den Morgen hinein.

Es kam näher — ein Wagen, in dem Menſchen ſaßen — ich ſprang auf und trat in dem unwillkürlichen Gefühl vor den Toten, als könnte ich ihn vor gleichgültigen Augen ſchützen, wie er ſo ſtill ſchlief an dem herrlichen Morgen!

Aus dem Wagenſchlag beugte ſich ein ſchönes, ernſtes Geſicht — Marion Bonpré fuhr zu den Komödianten!

Ein Rendezvous.

Schmiedefeld iſt eine kleine Stadt im ſchlimmſten Sinne des Wortes. Ihre einzige nennenswerte Straße iſt endlos lang, ſchmal und abſcheulich ſchlecht gepflaſtert. Ihre Häuſer haben unſchöne, trübſelige Fenſter, und ihre Bewohner beſuchen ſich im Winter mit Laternchen in der Hand, weil Schmiedefeld noch keine Straßenbeleuchtung hat.

Kleine Städte und kleine Geiſter halten meiſt hartnäckig an ihren Eigenſchaften feſt, die ſich dadurch im Laufe der Zeit zu Eigenheiten umzugeſtalten pflegen — und Eigenheiten müſſen ſchon ſehr geiſtreich und ſehr graziös ſein, falls man ſie erträglich finden ſoll.

Wenn ein junger, geſcheiter Mann, der ſeine

Kindheit und Jugend in der Residenz verlebt hat, dem seine guten Freunde, seine Vorgesetzten und sein Spiegel das Recht geben, sich für einen ganz liebenswürdigen Menschen zu halten, als Einzelrichter in eine Stadt wie Schmiedefeld verschlagen wird, so lernt er in den ersten acht Tagen die Gefühle des Diogenes mit der Laterne verstehen und beneidet in den zweiten acht Tagen den Robinson — ehe Freitag kam. Man hat nirgends so sehr die unbehagliche Empfindung, in einem Glaskasten zu sitzen, als in solch kleinem Ort, wo aus jedem Fenster ein paar neugierige Augen nach dem Unseligen ausspähen, der in seiner Eigenschaft als „junger Mann" fast ebenso bekannt ist, als „der Hund" in Helgoland, wo es nur einen Hund giebt.

Zur unsäglichen Erbitterung von Schmiedefeld hatte übrigens noch kein Fremder sich derartig als Schildkröte benommen, als der Assessor Curt von Nordheim. Er war an einem regnerischen Oktoberabend spät und müde in das von ihm bestellte Quartier eingezogen und rührte sich so wenig als möglich aus seinen vier Pfählen, so daß Tage vergingen, ohne daß man ihn überhaupt zu Gesicht bekam.

Daß er hübsch und vornehm aussah und sich

benahm, steigerte noch die allgemeine Entrüstung, da man einem solchen Fremdling gegenüber nur zu leicht das Gefühl haben konnte, man sei ihm „nicht gut genug“. Er hatte die notwendigsten Besuche gemacht, — beim Arzt, beim Gymnasialdirektor und beim Prediger — aber jede Einladung lehnte er beharrlich in der artigsten Weise ab, ließ sich einen ungeheuern Stoß Bücher von auswärts kommen und drehte den Schlüssel so lange herum, bis man nicht mehr durchs Schlüsselloch sehen konnte, wie seine alte Wirtin ihren Freundinnen mißvergnügt mitteilte.

Bei dem Schmiedefelder Gymnasialdirektor — Brandt mit Namen — war an dem heutigen Wintertage kurz vor Weihnachten — ein Lesekränzchen, welches sich dadurch auszeichnete, daß nie gelesen wurde. Die beiden hübschen, lebhaften Töchter des Hauses, Marianne und Luise, hatten drei andere junge Damen bei sich, und während sie Kaffee und Kuchen umherpräsentierten, wurde viel von dem bevorstehenden Kasinoball gesprochen, der wie alljährlich um diese Zeit die Saison von Schmiedefeld eröffnen und beschließen sollte, denn ebenso wie der Assessor, war er einzig in seiner Art.

Gerade deshalb rief dies Fest bei den jungen Mädchen große Aufregung hervor. Bei den Blinden ist bekanntlich der Einäugige König, in Schmiedefeld wirkte die Aussicht, mit einem verheirateten Provisor und sechs Primanern sich nach dem Klange einiger arg verstimmten Geigen zu drehen, im Verhältnis ebenso elektrisierend, wie ein großartiger Subskriptionsball in verwöhnteren Gegenden; die alljährlich auftauchende Nachricht, daß die Husaren aus B. zu dem großen Abend herüberkommen sollten, wurde zwar schon mit ungläubigem Achselzucken aufgenommen — aber in diesem Jahre brannte die Frage: „Wird der Assessor auf dem Ball erscheinen, oder nicht?“

„Ich sage, er kommt nicht!“ rief Marianne Brandt energisch, „wir wollen uns lieber bald darauf gefaßt machen, sonst ist dann die Enttäuschung zu groß.“

„Ach was,“ sagte eine andere aus der Gesellschaft, „haben wir uns bisher ohne ihn amüsiert, wird es auch diesmal gehen, — ich frage gar nicht danach, ob er kommt.“

„Es ist doch eigentlich eine Schande für unsere ganze Stadt,“ fiel Marianne wieder ein, „daß ihm

kein Menſch gut genug dünkt! Was bildet er ſich nur ein?“

„Das iſt es nicht,“ ſagte Emma, eine etwas ſentimentale, ältliche Blondine, die mit dem Vielbeſprochenen in einem Hauſe wohnte, „ich ſage Euch, er iſt menſchenſcheu — er hat eine unglückliche Liebe!“

„Unſinn,“ widerſprach ihre Schweſter Klara, die ſehr reſolut ausſah, „menſchenſcheu! Hochmütig iſt er, und weiter nichts — wenn ich ihm im Hauſe begegne, grüßt er ſo — nun, wie ſoll ich ſagen? — ſo ungezogen artig, wie nur möglich!“

„Ja, es iſt fatal,“ ſagte Marianne und goß ſich die zweite Taſſe ein, „eigentlich müßte man ihm Rache ſchwören — das heißt, wenn er wirklich nicht auf den Ball kommt.“

„Und das haſt Du noch nicht aufgegeben?“ rief Emma und ſchlug die Augen zur Decke empor. „Köſtlich — der und Ball! er würde uns ſchön anſehen bei der Zumutung.“

Luiſe, die jüngere Schweſter Mariannens, eine allerliebſte, ſchelmiſche Blondine, hatte bisher ganz geſchwiegen und bisweilen verſtohlen die Straße hinabgeſehen.

„Da kommt er," bemerkte sie jetzt.

„Wo? wo?". schrie die ganze Gesellschaft in ziemlich hoher Tonlage durcheinander und stürzte ans Fenster. Ein großer, schlanker, junger Mann mit einem hübschen, ernsten Gesicht ging vorüber und erhob seine dunkeln Augen einen Moment zu dem Fenster, wo sich die Köpfe der Mädchen drängten. Mit einem fast unmerklichen Lächeln nahm er den Hut ab und grüßte tief und ehrerbietig, — „so ungezogen artig", wie Klara Schmidt meinte. Die Späherinnen fuhren zurück ins Zimmer, und es dauerte eine ganze Weile, bis die allgemeine Aufregung sich so weit gelegt hatte, daß man wieder zur Arbeit griff.

„Ach!" sagte Marianne mit einem elegischen Seufzer, „wenn er doch auf den Ball ginge!" „Vergebene Wünsche!" seufzte Emma nach. Luise sprang plötzlich auf.

„Wetten wir, daß er kommt?" rief sie herausfordernd und streckte die Hand aus.

„Was heißt denn das?" fragte Marianne etwas im älteren Schwester-Tone, „bist Du so genau unterrichtet über seine Pläne und Absichten?"

„Nein — das nicht," sagte Luise und wurde

rot, „aber ich habe eine Idee. Was bekomme ich, wenn der Assessor — doch nein, wir machen einen schriftlichen Vertrag, lautend: „Wenn der Assessor von Nordheim am Sonnabend auf dem Schmiedefelder Ball erscheint, zahlt das Lesekränzchen an Luise Berndt ein Pfund Schokolade. Feinheit Ehrensache. — Gilt es?"

„Es gilt! Aber wie willst Du es anfangen, ihn dahin zu bringen?" fragte Klara neugierig.

Luise lachte.

„Das ist mein Geheimnis! Jedenfalls wird er kommen, das sei Euch genug. Die Sache ist abgemacht, aber nun haben wir auch genug von Nordheim gesprochen — wer heute noch einmal seinen Namen nennt, zahlt Strafe!"

Zwei Tage später saß der Assessor zur Dämmerstunde bei der Lampe und schrieb an seine Schwester: „Der Aufenthalt in diesem kleinen Nest wird mir täglich unerträglicher und ich ertappe mich auf einer fast krankhaften Sehnsucht nach etwas, was einem Erlebnis auch noch so entfernt ähnlich sieht. Du machst Dir keinen Begriff von der Armseligkeit dieser Stadt und ihrer Bewohner. Vor ein paar Tagen ging ich wieder einmal spazieren,

und mein Weg führte mich an dem Hauſe des Gymnaſialdirektors Brandt vorbei, wo augenſcheinlich Damengeſellſchaft war. Ich ſage „augenſcheinlich“, denn als ich vorüberſchritt, ſahen mir etwa ſechs Mädchenköpfe aus einem Fenſter nach. Das ſei Dir ein Beiſpiel von den Menſchen hier! Die kraſſe Neugier verfolgt mich auf Schritt und Tritt und könnte mich zum Böſewicht machen.“ Als er bis zu dieſer Stelle des Briefes gekommen war, klopfte es — die Wirtin trat ein, mit einem zierlichen, roſafarbenen Briefchen in der Hand.

„Soeben für Sie abgegeben worden, Herr Aſſeſſor, ein kleiner Junge hat es gebracht — er durfte nicht ſagen, von wem.“ —

„Schön, Frau Strecker,“ ſagte der Aſſeſſor und nahm ihr den Brief aus der Hand, „wenn ich Thee haben will, werde ich klingeln.“ Die beleidigte Wirtin verſchwand auf dieſen zarten Wink und hatte nicht einmal mehr die Genugthuung, zu ſehen, wie ihr Mieter das Couvert öffnete.

Er las — es flog ein leichter Zug von Überraſchung über ſein Geſicht, dann ein ſpöttiſches Lächeln, aber ſchließlich las er noch einmal, und

diesesmal ernster. Der Brief war in Versen geschrieben, ohne Unterschrift und lautete:

„Wenn die Klosteruhr
Heute achtmal ruft,
Wo der graue Turm
Raget in die Luft,
An der dritten Thür
Finde dann Dich ein,
Schaue nach mir aus
Durch den Dämmerschein,
Denn ich liebe Dich
Voller Lust und Schmerz,
Deiner Augen Glanz
Er bezwang mein Herz!
Ob Du kommen wirst? —
Ach ich zweifle noch!
Doch die Hoffnung spricht:
„Ja, er hört Dich doch!"
Folge meinem Wunsch,
Sei mir mild geneigt,
Wenn die Klosteruhr
Achte Stunde zeigt."

Der Assessor sah, als er den Brief sorgfältig zusammengelegt und eingesteckt hatte, in hohem Maße verwundert aus.

Der nachsinnende Zug in seinem Gesicht schien keinem erklärenden Gedanken zu weichen, — er

wußte unter den jungen Mädchen seiner Bekanntschaft niemand zu nennen, dem er einen solchen — Pagenstreich zugetraut hätte. Und er war ja auch, wie gesagt, ganz fremd an diesem Ort. Seine Beziehungen zu der etwas spärlichen Damenwelt des Städtchens waren so flüchtiger und negativer Natur, daß ihm kaum das eine oder andere hübsche Mädchenköpfchen vom Sehen bekannt und erinnerlich blieb.

Daß aber die Schreiberin dieser Zeilen zu den wenigen gehören mußte, war klar — aus den Versen selbst, wie aus der Handschrift sprach ihm ein undefinierbares Etwas entgegen, das die Verfasserin in die gebildete Welt rangierte. Das Erstaunen, welches unser Held empfand, entsprang nächst seiner freiwilligen Inkognitostellung auch aus einer wirklichen großen Bescheidenheit, die ihm innewohnte und die, vereint mit einem angeborenen und anerzogenen ritterlichen Sinn, ihm einen derartigen Schritt von seiten eines jungen Mädchens fast unglaublich scheinen ließ. Es giebt mehr Männer mit solcher Denkungsweise, als wir annehmen, nur halten die meisten es für notwendig, sich wie das Gegenteil von dem zu stellen,

was sie sind, und sich Frauenverächter zu nennen, während sie als Söhne einer guten Mutter und wohl auch als Brüder von anmutigen Schwestern die Ehrfurcht vor den Frauen schon aus der Kinderstube mitbringen.

Aber die Lust am Abenteuer ist groß — wer einmal selbst ein junger Mann gewesen ist oder einen solchen zu seinen nahen Angehörigen zählt, wird sich nicht wundern, daß der Assessor um die achte Stunde einen dunkeln Mantel und einen nicht unkleidsamen, großen Kalabreser aus dem Schrank nahm, sich den Schnurrbart mit besonderer Sorgfalt zurecht strich und sich im Schutz der kleinstädtischen Dunkelheit und des Winterabends nach dem Ort des Rendezvous begab.

Dort ragte die alte Klosterkirche hoch und stumm vor ihm auf, — ein paar zerrissene, bleigraue Wolken jagten in wilder Eile, vom rauhen Nordwestwind getrieben, am Himmel hin und ließen zuweilen das spöttische Gesicht des blassen Mondes flüchtig durchblicken.

„Etwas besseres Wetter hätte sich meine unbekannte Gönnerin auch aussuchen können," murmelte der Assessor vor sich hin, als der Sturm eben so

recht um die Kirche gepfiffen kam, ihm das Haar in die Augen und fast den Hut vom Kopfe wehte.

Er suchte vergeblich in der tiefen Dämmerung zu erkennen, ob ihn jemand erwarte — jetzt war er an der dritten Thür — und fast im selben Augenblick kam in schnellem Lauf ein schlankes, junges Mädchen von der andern Seite her, — erblickte ihn und mäßigte ihre Eile, bis sie etwa zehn Schritt vor ihm regungslos mit gesenktem Kopf stehen blieb.

Sie war in einen langen, dunkeln Wintermantel gehüllt, trug einen ziemlich tief in die Stirn gehenden Hut und einen dichten, schwarzen Schleier, der zweimal vor ihr Gesicht gezogen und dann noch mehrmals um den Hals geschlungen war. Entschieden hatte sie sich möglichst unkenntlich machen wollen, was ihr auch niemand verdenken konnte.

Der Assessor näherte sich ihr mit einer leisen Befangenheit, die sich aber in seinem Wesen nicht kund gab. Er sah ernst und ruhig aus, als er den Hut tief abnahm und das Mädchen stumm begrüßte.

Eine verlegene, kleine Pause folgte. Der Assessor hatte erst beschlossen, sein vis-à-vis zu strafen,

indem er ihr die Eingangsworte bei dieſer ſeltſamen Begegnung überließ. Aber ihre ſichtliche Verlegenheit, die unſichere Art, in der ſie den Kopf hin und her und ſtets von ihm abwandte, erweckte ſeine beſten Gefühle — er war ganz Kavalier, als er mit etwas gedämpfter Stimme ſagte: „Sie haben meine Anweſenheit befohlen, mein Fräulein — ich ſtehe zu Dienſten. Darf ich Sie bitten, mir den Zweck Ihrer Zeilen zu verraten?“

Ein halb unterdrückter Laut, der ebenſowohl Schluchzen wie Lachen ſein konnte, antwortete ihm, — endlich flüſterte die Unbekannte mit leiſer, kaum vernehmlicher Stimme: „Ich habe eine Bitte an Sie!“

„Und die wäre?“ gab Nordheim zurück.

„Kommen Sie Sonnabend auf den Kaſinoball!“ hauchte die Fremde und ſtreckte bittend die Hand aus, „Ihr Wort darauf!“

„Und zu welchem Zweck?“ fragte der Aſſeſſor überraſcht.

„Das werden Sie dort erfahren,“ erwiderte das Mädchen immer ebenſo leiſe.

In dem Augenblick raſte und keuchte ein neuer heftiger Windſtoß heran und riß der Unbekannten,

die sich in der Geschwindigkeit nicht dessen zu erwehren vermochte, den Schleier vom Gesicht, der sie in seinen langen Windungen umwogte und den sie vergebens wieder einzufangen suchte.

Der Assessor hätte kein Mann sein müssen, wenn er diesen Moment nicht wahrgenommen hätte, um einen schnellen, scharfen Blick auf das Mädchen ihm gegenüber zu werfen.

Dieser Blick zeigte ihm ein völlig unbekanntes, feines Gesicht, jetzt tief errötet, mit tiefblauen, lustigen Augen, dunklem Haar und einem übermütigen Munde mit sehr kurzer, geschwungener Oberlippe. Wangen und Stirn zeigten noch weiche, halb unfertige Konturen. Ein sehr hübsches, pikantes Gesicht — ohne Frage! — und noch ein halbes Kind!

Nordheim trat einen Schritt näher und war der jungen Dame trotz ihres leisen Protestierens behilflich, den Schleier wieder umzunehmen. Während dieser Prozedur fragte sie leise und hastig: „Nun, kommen Sie Sonnabend?“

„Es kann wohl sein,“ sagte Nordheim, indem er, da sie Miene machte, nach diesem Bescheid zu entfliehen, einen Augenblick seine Hand zurückhaltend

auf ihren Arm legte. „Aber erlauben Sie mir, ehe dieſes ſeltſame Zuſammentreffen endet, noch ein Wort an Sie zu richten.“ Er ſchwieg und ſah ſie fragend an.

„Sprechen Sie!“ erwiderte ſie halblaut.

„Ich werde kurz ſein,“ fuhr unſer Held fort, „ich bin, nachdem ich Sie geſehen habe, in meiner Überzeugung beſtärkt worden, daß der Brief, der mich heute hierher citierte, mehr in einer übermütigen Laune als im Gefühl des damit begangenen Unrechtes entſtand. Aber laſſen Sie ſich ein Wort der Warnung geſagt ſein! Treiben Sie in Zukunft keinen Scherz mehr, der einen ſehr dunkeln Schatten auf Ihr Zartgefühl und Ihren Ruf werfen könnte, und geben Sie ſich dadurch nicht leichtſinnig in die Hand eines Menſchen, von dem Sie nichts weiter kennen, als den Namen. Ich habe eine Schweſter, mein Fräulein — an ſie dachte ich, als ich hierherkam, und wenn ich ſie mir in einer ſolchen Lage vorſtelle, ſo möchte ich ſie eben ſo gern tot ſehen! Sie ſind ja noch ein Kind — bedenken Sie, was Ihre Eltern ſagen würden, wenn ſie ahnten, welche furchtbare Unbeſonnenheit Sie begangen haben — und verſprechen Sie mir, es nie — nie wieder zu thun? Nun?“

Er hielt ihr jetzt die Hand hin, und zu seiner Überraschung schlug sie kräftig — fast zu kräftig — ein, — „ich verspreche es," sagte sie kläglich und hing den Kopf, — „und nicht wahr, Sie kommen auf den Ball?"

Der Assessor wandte sich ärgerlich ab, ohne zu antworten. Sie mußte doch ein grenzenlos leichtsinniges Geschöpf sein, daß sie auf seine ernste Strafrede hin noch einmal von dem Ball zu sprechen anfing. Als er wieder nach ihr hinsah, stand sie noch, wie vorhin, aber sie hatte das Gesicht ins Taschentuch versteckt — sie schien zu weinen.

„Kommen Sie auf den Ball?" kam es dann halberstickt von ihren Lippen — immer hinter dem Tuch vor.

„Nun meinetwegen — ja!" rief er ungeduldig, nahm flüchtig den Hut ab und ging, ohne auch nur noch einen Blick nach ihr zurückzuthun.

Kaum hatte die nächste Biegung der Kirchenmauer ihn ihrer Beobachtung entzogen, als sie in großen Sätzen davonsprang, ihren Hut vom Kopfe riß und in die Luft warf.

„Ein Pfund Schokolade gewonnen — er kommt!" rief sie jauchzend einer kleinen Schar von Gefähr-

tinnen zu, die an der Ecke auf sie gewartet hatten, sie jetzt jubelnd und lachend in ihre Mitte nahmen und im Hause des Gymnasialdirektors verschwanden.

Eine Stunde später rollte aus demselben Hause ein Reisewagen mit einem Koffer darauf und einer Person darin. Er fuhr in die Winternacht hinaus auf den Bahnhof und kam leer zurück.

Das Hotel, in welchem der Kasinoball alljährlich wie ein glänzendes Meteor aufging und verschwand, lag der Wohnung des Assessors gerade gegenüber. Sein Entschluß, dem Fest nicht beizuwohnen, stand ziemlich fest, trotz seines halb erzwungenen „Ja“ von neulich — das Abenteuer hatte seinen Erwartungen zu wenig entsprochen. Aber als der lange, lange Abend heraufdämmerte, tauchte in seiner Erinnerung auf dem grauen Hintergrunde des dunkeln Zimmers das hübsche, lustige Gesichtchen seiner Unbekannten auf — „nur um ein wenig klarer über ihr eigentliches Motiv zu werden, könnte man auf ein paar Stunden hingehen,“ — dachte er bei sich. Und ohne sich's weiter sehr zu überlegen, machte er Toilette und durfte sich nach einem Blick in den Spiegel sagen, daß er gegründete Hoffnung habe, heut abend nicht

der schlechtest aussehende Tänzer zu sein — freilich in Schmiedefeld ein bescheidener Triumph!

Um sieben Uhr sollte der Ball beginnen. Pünktlich trabten die verhüllten Gestalten der Honoratioren mit ihren Töchtern durch den Schnee, — Droschken gab es natürlich nicht. Alles, was Schmiedefeld an jungen Damen aufweisen konnte, war selbstredend vertreten, auch die Mitglieder des neulichen Lesekränzchens fehlten nicht.

Vom Hotel drüben drangen schon seit einer halben Stunde die Klänge einer Geige und eines verstimmten Klaviers herüber, und an den hellen Fenstern flogen von Zeit zu Zeit diejenigen Damen im Walzertakt vorbei, denen ein mildes Geschick einen der wenigen Herren zuerteilt hatte. Der Assessor sah den Schatten nach und suchte vergeblich zu erkennen, ob die schlanke Gestalt seiner Unbekannten unter ihnen sei.

Endlich entschloß er sich und ging hinüber. Ein Meer von Duft, Licht und Glanz erwartete ihn zwar nicht, wie dies gewöhnlich bei Ballbeschreibungen heißt, — auf den Knäufen der Treppe standen zwei langdochtige Lichter, die ebensoviel Schatten wie Glanz verbreiteten, und auch Saal, Musik und Bedienung ließen manches zu wünschen übrig.

Trotz dieser kleinen Mißstände amüsierten sich die jungen Schmiedefelderinnen ganz ausgezeichnet und tanzten unverdrossen. Als der Assessor in seinem tadellosen Residenzfrack, den chapeau claque unterm Arm, eintrat, entstand eine allgemeine Pause. Die Mütter sahen sehr befriedigt aus, die Väter begrüßten ihn aufs zuvorkommendste und die Töchter machten etwas verlegene, aber hocherfreute Gesichter und nahmen seine schweigende Verbeugung mit der erwartungsvollen Miene junger Mädchen entgegen, die gern noch ein paar Tänze vergeben möchten.

Nun war der Assessor zwar nicht so böse wie ein Freund von mir, der bei ähnlichen Gelegenheiten die jungen Damen zu fragen pflegte: „Haben Sie noch einen Tanz?“ Und wenn die Betreffende dann erfreut erwiderte: „O ja, die Polka,“ oder was es sonst war, dann sagte er sehr freundlich: „Ach, Sie werden ganz gewiß noch engagiert werden!“ und ging weiter.

So machte es unser Held nicht, aber er war mit der Absicht gekommen, nur zu tanzen, wenn seine Unbekannte ihm begegne. Da er sie nun trotz allen Suchens nicht zu entdecken vermochte, war er ganz ungerechter Weise empört über alle, die statt

ihrer da waren, stellte sich hinter den Bürgermeister, sah eine halbe Stunde der Whistpartie zu und ging dann wieder nach Hause, ohne einen Schritt getanzt zu haben, und sich im Innern schwer ärgernd, daß er überhaupt auf den „albernen Ball" gegangen war.

Aber was konnte dann die neuliche Rendezvous-Geschichte bezweckt haben? — er grübelte unausgesetzt darüber nach. Der Sinn der Fopperei, denn für eine solche mußte er die Sache nach dem heutigen Abend halten, wurde ihm nicht klar. Eins war gewiß! Die Eingebornen von Schmiedefeld hatten irgend einen hübschen, fremden Lockvogel an ihn abgesendet, um ihn zum Besuch des Balles zu zwingen, und er — Gimpel, der er war! — ging richtig auf den Leim! Daß aber ein junges Mädchen, um ihren Freundinnen einen Tänzer mehr zu verschaffen, einen derartig gewagten Schritt that, das ging über sein Begriffsvermögen. Ärgerlich, enttäuscht und ernüchtert begab er sich zu Ruhe und dachte noch halb im Einschlafen: „Niedlich war sie doch!"

Als einige Stunden später die Töchter des Gymnasialdirektors Brandt sich anschickten, ihr Lager aufzusuchen, lachte Luise noch einmal laut auf:

„Dazu haben wir gewettet! Es wäre zum Lachen, — wenn es nicht zum Totärgern wäre!“

Marianne ſtimmte in die Luſtigkeit der Schweſter ein: „Varus, gieb mir meine Schokolade wieder!“ deklamierte ſie pathetiſch, dann ſchliefen ſie beide ein.

Nicht lange nach dieſem Abend kam ein rieſiger amtlicher Brief an die Adreſſe des Aſſeſſors von Nordheim, der dieſem hochbeglückten jungen Mann ſeine Verſetzung nach Berlin mitteilte. Wie ein Erlöſter ſchritt er von jetzt ab durch die langen holprigen Straßen von Schmiedefeld, in denen er, trotz häufigen Umherſpähens, der Unbekannten nie mehr begegnet war.

Er machte ſeine Abſchiedsviſiten, und wenn er wie Uhlands Wanderer nicht behaupten konnte, daß man „ihm den Rock zerriſſen und in die Wange ihn gebiſſen vor übergroßem Herzeleid“, ſo brauchte er doch auch nicht in den letzten Vers einzuſtimmen „von Einer aber thut mir's weh,“ denn in dem Sonnenſchein ſeiner neuen Zukunft ging das kleine Abenteuer jener Winterſtunde bald faſt ſpurlos unter, und er dachte nicht mehr daran, bis das ſeltſamſte Zufallsſpiel ihm zwei Jahr ſpäter die alte Kloſterkirche und ſeine anonyme Gönnerin plötzlich aufs

lebhafteſte wieder vor Augen und ins Gedächtnis rief. Und diesmal ſollte er nicht ſo leichten Kaufs davon kommen! —

Aſſeſſor von Nordheim war längſt wieder ganz heimiſch in Berlin; er genoß in vollen Zügen die Freuden der Reſidenz, die er eine Zeitlang hatte entbehren müſſen, er friſchte alte Bekanntſchaften auf, knüpfte neue an und ließ ſich's ſo recht von Herzen wohl ſein.

Ein Empfehlungsbrief, den ihm ſein Vater geſandt hatte, führte ihn in das Haus des jetzt nach Berlin verſetzten Oberſt von Seldow, und am heutigen Abend ſollte er, einer erſten Einladung folgend, die Bekanntſchaft der Familie machen.

Er begab ſich ohne beſondere Vorahnungen, die einem in den meiſten Fällen überhaupt erſt hinterher einfallen, in die Wohnung des Oberſten und wurde von der Hausfrau auf das freundlichſte empfangen. — „Sie finden keine Geſellſchaft bei uns," ſagte ſie ihm, „wir haben nur jeden Donnerstag die Gewohnheit, für unſere Freunde zu Haus zu ſein, und bitten Sie, dieſen Tag auch recht häufig zu benutzen."

Er ſagte gern zu, und während er ſich der

übrigen Gesellschaft vorstellen ließ, öffnete sich die Thür eines Nebenzimmers; auf der Schwelle des Salons erschien ein schlankes, junges Mädchen mit dunkelm Haar und schelmischen, blauen Augen, von mehreren andern jungen Damen und Herren gefolgt.

Nordheim schien es, als wenn die Stube mit allen Gerätschaften plötzlich einen wilden Tanz um ihn ausführte — sie war es — seine Unbekannte von der Klosterkirche! Kein Zweifel — die Augen, das Haar, die kurze, etwas schnippische Oberlippe — er starrte die reizende Erscheinung unverwandt an und erwachte erst aus seinem Erstaunen, als er sah, wie die junge Dame eine etwas ungnädige Miene machte, errötete und den Kopf zurückwarf — dies stumme Fixieren schien ihr nicht eben angenehm zu sein.

Der finstere Zug, der ihr übrigens allerliebst stand, wich auch nicht aus ihrem Gesicht, als die Frau des Hauses sie anrief.

„Veronika! — Herr Assessor von Nordheim — meine Tochter," stellte sie vor.

„Verzeihen Sie mir, mein gnädiges Fräulein, daß ich mir vorhin erlaubte, Sie so überrascht anzusehn," sagte Nordheim etwas ernster, als man

ſonſt die Salonunterhaltung zu eröffnen pflegt, „eine Ähnlichkeit frappierte mich ſo, daß ich faſt die Faſſung darüber verlor.“

„So!“ — erwiderte ſie gleichgültig, „dergleichen kommt ja vor. Wem ſoll ich denn ähnlich ſehn?“

„O es war nur — ich glaubte,“ ſtammelte der Aſſeſſor, durch ihre Ruhe verwirrt, „haben Sie vielleicht eine Schweſter oder gleichartige Couſine?“

„Nein — ich bin die einzige Tochter und habe gar keine Couſine,“ ſagte Veronika und warf ihm einen hochmütig verweiſenden Blick zu. „Bitte, laſſen wir doch das Suchen nach Ähnlichkeiten, — das iſt für mich eines der unintereſſanteſten Geſpräche.“ —

„Kein Wunder!“ dachte Nordheim etwas bitter. Aber er faßte ſich — er war zu ſehr Weltmann, um die unliebſame Erinnerung nicht zu verbergen, wie ſie von ſeiten des Mädchens ſo meiſterhaft verborgen wurde.

„Es kann nicht viel an ihr ſein,“ dachte er heimlich, und wenn ſeine Augen faſt wider Willen das pikante Geſichtchen immer von neuem ſuchten, ſo zürnte er ſich und — ihr darüber.

Er war im übrigen die Liebenswürdigkeit ſelbſt

und sofort der Mittelpunkt des jugendlichen Kreises. Daß er Veronika absichtlich vermied, konnte seiner Ansicht nach nicht auffallen, da er ganz fremd hier war.

Als der Abend vorrückte und sich noch mehrere jugendliche Elemente einfanden, wurde nach dem Klavier getanzt und sogar ein kleiner improvisierter Kotillon arrangiert.

Nordheim wählte ein fahlblondes Mädchen mit wasserhellen Augen zu seiner Dame, der er sich aufs eifrigste widmete — er wollte durch diese Wahl gleichsam sofort entschiedene Farbe bekennen.

Inzwischen hatte die Oberstin ihre Tochter beiseite genommen.

„Veronika, ich wünsche, daß Du Herrn von Nordheim einen Orden bringst; er ist fremd hier und an Papa empfohlen. Ich möchte nicht, daß er sich vernachlässigt fühlt."

„Sei unbesorgt, Mama — siehst Du nicht, daß er schon dekoriert ist wie ein Generalfeldmarschall? Aber wie Du willst!"

Von diesem Gespräch hatte Nordheim natürlich keine Ahnung, und als Veronika im Lauf des Tanzes mit ihrem lieblichen, leichtgeröteten Gesichtchen vor

ihm ſtand und einen blitzenden Stern an ſeine Bruſt heftete, wußte er nicht, ob er ſich ärgern oder freuen ſollte. Er wählte aber das erſtere, ſtand ſtumm auf und tanzte mit einem Geſicht, als ginge es zum Hochgericht.

Wieder traf ihn ein ſchneller, fragender Blick, den er auf ſeine Art deutete.

„Sie will mich milde ſtimmen, damit ich über ihre Escapade ſchweige,“ dachte er, „wenigſtens ſoll ſie aber nicht in Zweifel ſein, daß ich ſie erkannt habe.“

Um ſeinem tückiſchen Vorſatz beſſer zu genügen, führte er Veronika zu Tiſch. Sie war inzwiſchen ihrer Verſtimmung ſchon Meiſter geworden und begann ſo heiter und luſtig mit ihm zu plaudern, daß er gegen ſeinen Willen hingeriſſen wurde und ſich dem ganzen Zauber ihres kindlich unbefangenen und dabei ſo mädchenhaft ſtolzen Weſens hingab. Ja er vergaß im Laufe des Abends faſt, daß er dem lieblichen Geſchöpf ſchon einmal in ſo wunderlicher Weiſe gegenüber geſtanden, und empfand eine ſo tiefe Sympathie mit ihr und ihrer Art zu ſein, daß er ſelbſt erſchrak.

Als er ſich am Schluß des Abends empfahl, von den Wirten aufs freundlichſte eingeladen, bald

wieder zu kommen, und ſich Abſchied nehmend auch vor Veronika verbeugte, konnte er es nicht laſſen, zu fragen: „Darf ich hoffen, auch Ihnen willkommen zu ſein, mein gnädiges Fräulein, wenn ich von der gütigen Erlaubnis Ihrer Eltern Gebrauch mache und mich bald wieder zeige?“

Sie lächelte.

„Gewiß, Herr von Nordheim — und nun ſind Sie wohl auch nicht mehr böſe auf mich, daß ich — irgend jemand ähnlich ſehe?“

Nordheim fuhr zurück und wurde förmlich blaß. „Das iſt ſtark,“ dachte er bei ſich und biß ſich auf die Lippe.

„Nun?“ wiederholte ſie fragend.

„Durchaus nicht, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er eiskalt, „man darf ja jungen Damen überhaupt nie zürnen, — auch wenn ſie manchmal recht große Veranlaſſung dazu geben!“

Damit ging er, ohne ſie noch einmal anzuſehen. Auf der Straße angelangt, trennte er ſich von der übrigen Geſellſchaft und ſchritt allein und in quälenden Gedanken ſeiner einſamen Wohnung zu.

Daß Veronika an dieſem einen Abend ſeinem ſonſt ziemlich feuerfeſten Herzen gefährlicher geworden

war, als je ein Mädchen, darüber konnte er nicht im unklaren sein. War es vielleicht gerade der Widerspruch, welcher in ihrem damaligen, so unweiblichen Schritt und ihrem so durchaus feinen und mädchenhaften Benehmen von heute lag, der ihn so ergriff?

Konnte die Rendezvous-Geschichte nicht ein kindischer Backfischstreich sein, den die Zeit nicht nur aus dem Gedächtnis, sondern auch aus dem Wesen tilgt? — Hätte sie nur eine Spur von Befangenheit, von Unruhe gezeigt, so wäre sein Urteil ein anderes gewesen — aber diese Maske war zu vollendet — wer so gut Komödie spielen konnte, dem traute man überhaupt besser nicht!

Aber war sie es auch gewesen? Er wollte ihr wenigstens die schwache Möglichkeit einräumen, daß eine frappierende Ähnlichkeit ihn getäuscht habe. Nun, es mußte ja ans Licht kommen, bei irgend einer Gelegenheit, er wollte es ihr so leicht als möglich machen, sich zu rechtfertigen und damit seinen eigenen, sehnlichen Wunsch zu erfüllen.

Die nächsten Wochen vergingen ihm in diesem unbehaglichen Zwiespalt. Er war ein gern gesehener Gast im Hause des Obersten, es wurde ihm mit jedemmal klarer, daß er Veronika liebe, und er

glaubte, auch ihrer Gefühle ziemlich ſicher ſein zu dürfen.

Aber er gelobte ſich, das bindende Wort nicht zu ſprechen, bis ſie ihm über den Vorfall in Schmiedefeld ein Wort der Rechtfertigung geſagt.

Wie oft hatte er ihr, wenn ſie einmal wenig Minuten ungeſtört waren, die Anknüpfung eines ſolchen Geſpräches faſt in den Mund gelegt — ſo noch vor kurzer Zeit, als er, indem er ſie ſcharf dabei anblickte, fragte: „Dichten Sie manchmal?“

Sie wurde rot und ſagte nur: „Ach, das ſind Gewiſſensfragen — die liebe ich nicht!“

So wich ſie ihm immer aus — immer, und mit ſo gut geſpielter Ahnungsloſigkeit, daß er oft innerlich empört darüber war.

Dieſe Gedanken jagten ſich eben heut wieder in ſeinem Kopf, als er um die frühe Nachmittagsſtunde in dem behaglichen Wohnzimmer der Oberſtin ſaß und — denn ſoweit war er ſchon in ſeiner Stellung als Hausfreund avanciert — einen Strähn rote Wolle über ſeine Finger geſpannt hatte, den Veronika abwickelte.

Bei dieſer Gelegenheit verlor er ſich ſo recht von Herzen in die Anſchauung des reizenden Mädchens,

und wieder übermannte ihn das Gefühl — „sie kann es nicht gewesen sein! sie sollte einem fremden Mann anonyme Liebesgedichte schicken — unmöglich! Vielleicht täuscht mich doch eine teuflische Ähnlichkeit.“

In diesem Augenblick wurde die Oberstin in irgend einer häuslichen Frage abberufen — die beiden blieben allein.

„Woran denken Sie, Herr von Nordheim?“ fragte Veronika endlich mit etwas beklommener Stimme, als ihr Gegenüber hartnäckig schwieg und sie nur halb schwermütig, halb bewundernd betrachtete.

„Können Sie es sich nicht denken?“ gab Nordheim zurück, „auf Ihr Wort nicht?“

Das junge Mädchen errötete tief.

„Ich bin keine Heldin im Rätselraten,“ sagte sie und wickelte ihren Knäuel schneller.

„Mein gnädiges Fräulein,“ begann Nordheim hastig und mit vor Aufregung fast erstickter Stimme, „darf ich Sie etwas fragen, wovon meine ganze Zukunft, — meine ganze Seelenruhe abhängt?“

Sie nickte stumm, ihre kleinen Hände, die den Knäuel jetzt regungslos hielten, zitterten heftig.

Nordheim setzte mehrmals zum Sprechen an,

— endlich stieß er rauh hervor: „Waren Sie jemals in Schmiedefeld?“

Das Mädchen sah ihn verwundert — ja erschrocken an. Sie hatte entschieden eine andere Frage erwartet. Das Rot wich langsam aus ihrem Gesicht, während er sie unverwandt mit wahrhaft verzehrender Angst anblickte. Die Pause schien ihm endlos.

„Waren Sie jemals in Schmiedefeld?“ wiederholte er in dringendem Ton.

Sie war indessen ganz ruhig und still geworden.

„Ja,“ sagte sie mit fester Stimme. „Vor zwei Jahren wohnte ich einige Tage beim Gymnasialdirektor Brandt dort. Es war nämlich“ —

In dem Augenblick sprang Nordheim auf — die rote Wolle fiel zur Erde — er fuhr sich mit verwirrter Miene mit dem Tuch über die Stirn.

„Verzeihen Sie, mein gnädiges Fräulein — ein plötzlicher, heftiger Schwindel — Sie gestatten, daß ich mich empfehle!“ —

Er eilte hinaus, und das junge Mädchen blieb in der größten Bestürzung zurück, die ihr fast den Gedanken an den Ball verleidete, den sie heut abend noch besuchen sollte. Sie hatte Nordheim den ersten

Tanz zugesagt und sich schon darauf gefreut — wenn er nun ihr zürnte — oder wirklich unwohl war und nicht kam? Wie dann?

Währenddem stürzte der Assessor wie ein Unsinniger in den Straßen auf und ab. Jedem Bekannten wich er aus, — er hätte jetzt um keinen Preis sprechen können.

Wie oft hatte er gedacht, jede, auch die schlimmste Gewißheit müsse besser sein, als dies Hin- und Herschwanken — aber nun er die Gewißheit hatte, war sie ihm entsetzlich und drückte ihn fast zu Boden. Alle Milderungsgründe, die er sich so eindrücklich vorsagte, verfingen nicht — „sie leugnet nicht einmal!“ jammerte er innerlich.

„Eine Chance — die letzte — will ich ihr noch geben,“ dachte er dann vor sich hin, „ich werde sie um eine Unterredung bitten, und wenn sie dann auch nur die leiseste Entschuldigung für sich anführen kann, so will ich versuchen zu verzeihen und zu vergessen.“

Aber auf den Ball zu gehen, war ihm heut unmöglich! Er schrieb hastig einige Zeilen an den Oberst, worin er ihn bat, zu vergeben, daß ein plötzlicher, heftiger Kopfschmerz ihn zwinge, heute abend auf die Ehre zu verzichten, mit Fräulein

Veronika den Ball zu eröffnen. Er würde sich erlauben, im Laufe des nächsten Tages seine Entschuldigungen persönlich vorzutragen.

Kaum war der Bote die Treppe hinab, so klingelte es.

„Eine Empfehlung vom Herrn Oberst von Seldow, und die Herrschaften hätten einen Gast von auswärts bekommen, das gnädige Fräulein ließe sehr um Entschuldigung bitten, wenn sie den versprochenen Tanz mit dem Herrn Assessor nicht tanzen könnte, da sie den Ball nicht besuchen würde."

So waren also die „Kopfschmerzen" recht unnütz gewesen. Besuch von auswärts? Und ein Besuch, um dessentwegen man gleich den Ball versäumte? Die erregte Phantasie des Assessors sah bereits einen von den Eltern bevorzugten Freier auf das gemütlichste in der Familie eingenistet — und nun hatte er sich die Möglichkeit verscherzt, noch selbst zu Seldows zu gehen, denn waren seine Kopfschmerzen so vorübergehender Natur, so hätte er auch damit tanzen können! Er verbrachte einen einsamen Abend in selbstquälerischen Grübeleien und entschlief mit dem eisenfesten Vorsatz, am nächsten Morgen die Sache ins reine zu bringen.

Zu dieſem Behuf ſteckte er, als der Nachmittag des neuen Tages bereits etwas vorgeſchritten war — eher kam er nicht zum Entſchluß — das roſa Briefchen ein, welches ihn damals zum Rendezvous beſtellt hatte, und ging in die Wohnung des Oberſten.

Das Mädchen, welches ihm öffnete, berichtete, die gnädige Frau wäre vor einer Stunde mit dem jungen Herrn ausgegangen, der geſtern abend gekommen ſei.

„Alſo ein junger Herr, dachte ich mir's doch!“ knirſchte Nordheim in ſich hinein. „Um ſo eher muß die Sache in Richtigkeit kommen.“

„Iſt das gnädige Fräulein zu Hauſe?“ fügte er laut hinzu.

„Ja wohl“, ſagte die Zofe etwas verwundert.

Nordheim kritzelte ein paar Worte auf ſeine Karte.

„Geben Sie das dem gnädigen Fräulein — ich warte auf Antwort.“

Das Mädchen verſchwand und ſah neugierig auf die Karte, „ach — franzöſiſch“ murmelte ſie verdrießlich vor ſich hin.

Veronika, die blaß und müde in ihrem Zimmer

saß, nahm die Botschaft mit erschrecktem Erröten entgegen. „Veuillez m'accorder un moment d'entretien“ — stand auf dem Blättchen — weiter nichts. Sie schwankte einen Augenblick, was sie thun solle; dann gab sie Befehl, den Herrn vorzulassen.

Nordheim trat langsam ein, als würde ihm jeder Schritt schwer. Er war bleich und ernst und sah Veronika bei der Begrüßung nicht an. Da er lange schwieg, ergriff sie das Wort.

„Sie ersuchen mich in so dringender, ungewöhnlicher Form um eine Unterredung,“ begann sie mit unsicherer Stimme, „daß ich annehmen muß, Sie haben mir Wichtiges mitzuteilen.“

Sie wies auf einen Sessel auf der anderen Seite des Tisches, an dem sie selbst saß.

Nordheim blieb stehen.

„Mein gnädiges Fräulein,“ sagte er mit gesenkten Augen, „seien Sie überzeugt, daß nur die größte Bekümmernis mich zu dem Verlangen treibt, Sie einmal ungestört zu sprechen. Es muß endlich klar zwischen uns werden, das fühlen Sie wohl selbst.“

„Und was kann ich dazu thun?“ fragte sie leise und bebend.

„Alles!“ rief er leidenschaftlich, „und zwar

durch eins! Veronika — haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?“

Es lag ein so tiefer, ehrlicher Schmerz in seinem Ton, daß sich die Augen des jungen Mädchens mit Thränen füllten.

„Sogar sehr viel Vertrauen,“ sagte sie mit einem etwas mühsamen Lächeln, „aber was soll ich Ihnen denn glauben?“

„Glauben sollen Sie, daß ich Sie liebe, Veronika — aber Sie sollen mir etwas gestehen! Ich kann alles tragen — nur nicht den Gedanken, daß Sie mit einer Unwahrheit gegen mich mein Herz annehmen könnten!“

„Was heißt das?“ fragte sie langsam und sah ihn mit ihren großen Augen an.

„Nun — wollen Sie mir wirklich sagen, daß Sie diesen Brief nicht kennen?“ rief er, außer sich über ihre Verstellung, und warf das rosa Blättchen vor sie hin auf den Tisch.

Sie nahm es erstaunt auf — entfaltete es, und begann mit halblauter Stimme zu lesen:

„Wenn die Klosteruhr
Heute achtmal ruft,
Wo der graue Turm
Raget in die Luft —

„Was soll das jetzt?“ unterbrach sie sich, vor Unwillen errötend.

„Lesen Sie nur zu Ende, — vielleicht kommt Ihnen eine Erinnerung!“ sagte er finster.

Sie fuhr langsam fort:

„An der dritten Thür
Finde dann Dich ein.
Schaue nach mir aus
Durch den Dämmerschein,
Denn ich liebe Dich“ —

Sie warf das Blatt von sich.

„Was ist das für ein Unsinn? und was geht er mich an?“ fragte sie hochmütig.

„Mein gnädiges Fräulein, Sie spannen die Saiten zu hoch,“ rief Nordheim, seiner selbst kaum mehr mächtig, „Sie wollen leugnen, daß Sie diese Zeilen geschrieben, daß Sie sich an der angegebenen Stelle rechtzeitig eingefunden haben — Sie wollen mir das ableugnen, der Sie so klar und deutlich gesehen hat?“ —

Das junge Mädchen stand totenbleich und stumm vor ihm, — nur eine abwehrende Handbewegung unterbrach ihn. Er schwieg und starrte düster vor sich hin.

„Ich habe nur eine Antwort," ſagte ſie jetzt, mit vor Schluchzen halb erſtickter Stimme, „und die iſt: verlaſſen Sie dies Zimmer — dies Haus ſofort! Betreten Sie nie mehr die Schwelle, wo man Sie gaſtlich aufgenommen, und die Sie dafür beſchimpft haben! Kein Wort!" rief ſie heftig, da er ſprechen wollte, „ſoll ich vergebens an meine Schutzloſigkeit erinnern? Ein anderer wird Ihnen für Ihre Beleidigungen Rechenſchaft abfordern, ehe der Abend kommt. Ihm können Sie antworten. Ich bedaure Sie — leben Sie wohl!"

Und während er ſich ſtumm und vor Entſetzen wie gelähmt der Thür zuwandte, ſank ſie in einen Seſſel und bedeckte das Geſicht mit den Händen, nicht eher aufblickend, als bis die Hausthür hinter ihm ins Schloß fiel.

Er ging halb betäubt ſeiner Wege — von all ihren harten Worten war ihm das eine am furchtbarſten: ein anderer! — ein berechtigter anderer — und er hatte ſich alſo getäuſcht!

Er beſchloß, unverzüglich einen längeren Urlaub einzureichen und auf ſein väterliches Gut zu gehn — ſie ſollte wenigſtens nicht den Triumph haben, ſich mit dem „andern" über ſeinen Schmerz zu be-

luſtigen. Doch möglicher Weiſe konnte er ja den „kleinen, harmloſen Scherz“ von damals mit einem Duell bezahlen — ſie hatte etwas Ähnliches angedeutet! Immer zu — das war dann ſo der richtige Abſchluß! — Er ging nach Hauſe und begann in fieberhafter Haſt ſeine Sachen zu ordnen — teils zur Abreiſe — teils, wenn er etwa auf immer abberufen würde.

Inzwiſchen kehrte Frau von Seldow in Begleitung des „jungen Herrn“ von geſtern, der niemand anders war, als ihr Sohn, vom Spaziergange zurück. Hans von Seldow, ein bildhübſcher, ausgelaſſener Heidelberger Student, war mitten im Semeſter nach Hauſe gekommen, um eine leichte Kopfwunde heilen zu laſſen, die er eben im Zweikampf davon getragen.

Als er in ſein Zimmer trat, wurde er zu Veronika beſchieden und folgte auch ſofort der Aufforderung, da die Geſchwiſter ſich bei den jeweiligen Ferien der Studenten ſolche Plauderſtündchen täglich einrichteten und ſehr liebten. Er trat pfeifend und ſingend bei der Schweſter ein und ſtreckte ſich, in der Dämmerung ihr verſtörtes Ausſehen nicht bemerkend, in ihrem Schaukelſtuhl aus.

Die Ähnlichkeit der beiden Geſchwiſter war eine

auffallende, nur daß Hans jetzt schon durch einen Anflug von Bart und energische Züge etwas Männliches hatte, ohne darum als Mann weniger hübsch zu sein, als Veronika es als Mädchen war.

„Nun, Schwesterchen, Du sitzest ja noch im Dunkeln, wie ein Nachtvogel," sagte er und zündete sich eine Zigarre an, „darf ich nach der Lampe klingeln?"

„Nein Hans, laß das," erwiderte Veronika mit klangloser Stimme, „ich habe Dir eine ernste Mitteilung zu machen." Ihre Worte wurden von herabstürzenden Thränen erstickt, sie barg das Gesicht im Sofa und schluchzte, als wolle ihr das Herz brechen.

„Was Teufel — hast Du Dich verlobt?" rief Hans erschrocken, „dabei weint man ja wohl so."

„Weit entfernt," entgegnete das Mädchen in bitterem Ton. „Hans, Du bist mir immer ein guter Bruder gewesen — jetzt zeige, daß ich mich auf Dich verlassen kann. Ich bin soeben auf das schmählichste beleidigt worden — man hat meinen guten Namen angegriffen — und Du mußt nun für mich sprechen und eintreten."

Der junge Mann war aufgesprungen — eine düstre Röte stieg ihm bis in die Stirn.

„Wer hat das gewagt? Doch entschieden ein niedriger Gesell, der irgend ein Rachegelüst gegen einen von uns hat?“

„So denkt man, so sollte man denken,“ rief Veronika leidenschaftlich, — „aber nein — ein Mann, der als Freund hier verkehrte — der uns allen die besten Gesinnungen heuchelte — den ich“ —

Ihre Stimme brach von neuem.

„Aber, was hat er denn gethan, — und wer ist er denn vor allen Dingen?“ rief Hans, vor Ungeduld und Aufregung fast vergehend.

„Denke Dir, er beschuldigt mich, ihm mit mir ein Rendezvous zur Abendzeit gegeben zu haben, wozu ich ihn in einem Gedicht aufgefordert hätte; hier liegt der Zettel noch auf der Erde, ich mag ihn nicht anrühren. Und er heißt — der Mann heißt Assessor von Nordheim.“

Hans von Seldow hatte während dieser Rede den Brief vom Boden aufgenommen, ein Licht angezündet und ihn durchgelesen. Als er damit zu Ende gekommen war, pfiff er leise vor sich hin und schnalzte ein paarmal mit den Fingern. —

„Nun!“ drängte Veronika, als er schwieg, „was sagst Du und was willst Du thun?“

Der junge Mann ſah ſeine Schweſter einen Augenblick kläglich und verlegen an — dann brach er auf einmal in lautes, unaufhaltſames Lachen aus.

„Mein gutes Schweſterchen — ſei nicht böſe — aber ich muß lachen, und wenn ich dafür geköpft werden ſollte! Siehſt Du denn noch kein Licht in der Angelegenheit? Die Schöne, die Nordheim damals vor die Schmiedefelder Kloſterkirche beſtellte, bin ja ich geweſen — es war der köſtlichſte Spaß, den ich je erlebt habe!“

Veronika ſah ihn ſprachlos an — er wurde plötzlich ernſt und küßte ihr die Hand.

„Armes Ding, Du haſt noch darum ſo viel Kummer gehabt! Nun laß Dir aber erzählen. Als ich bei dem Gymnaſialdirektor Brandt in Penſion war, hatten ſich die Mädchen damals ſamt und ſonders in Nordheim vernarrt, der dort Aſſeſſor war und ſie alle ſchnitt. Nun ſollte er aber durchaus auf den Kaſinoball kommen, da ſie nebenbei keine Tänzer hatten, und ſo beſchloß Luiſe Brandt, die jüngſte, ein durchtriebnes Ding, ihn durch eine geheimnisvolle Beſtellung dahin zu bringen, daß er erſchiene. Ich war damals noch ein rechtes Milchgeſicht, und die Mädchen brachten mich ohne weiteres

dazu, in ihre Kleider zu ſchlüpfen, das ſchöne Gedicht für ſie abzuſchreiben und zu vertreten. Luiſe hatte es verfaßt.

Ich fand mich nun zur beſtimmten Stunde an der Kloſterkirche ein. Meine Mitſchuldigen verſteckten ſich hinter der Mauer, und nun ging das Stelldichein vor ſich. Der Aſſeſſor benahm ſich im höchſten Maße als Kavalier, ſetzte ſich gewaltig aufs hohe Pferd und hielt mir eine Moralpredigt über mein unbeſonnenes Benehmen, das meinen Ruf gefährde. Du kannſt Dir denken, wie ich dummer Junge dabei vor Lachen erſticken wollte. Ich drang ihm aber das Verſprechen ab, auf den Ball zu kommen, und dann rannte ich fort.

Ich bin denſelben Abend noch abgereiſt — weißt Du, ich kam ja hierher aufs Gymnaſium fürs letzte Jahr — und hatte die Geſchichte wirklich total vergeſſen über den vielen Dummheiten, die ich inzwiſchen ſchon gemacht habe!“

„Aber nun trockne Deine Thränen“, fuhr Hans gutmütig fort, „wir werden dem Aſſeſſor, — nein es iſt zu koſtbar, daß mir der nochmal in den Weg laufen muß! — reinen Wein einſchenken. Gleich ſetze ich mich hin und ſchreibe einen wundervollen

Brief, worin ich Nordheim den Zusammenhang der Dinge auseinandersetze — und dann kann er ja handeln, wie er will. — Ist es so recht, Schwesterchen? — und bist Du mir wieder gut?"

Hans mußte seine Sache als eigner Advokat wohl sehr gut gemacht haben, denn kaum eine halbe Stunde nach Absendung des Briefes wurde Assessor von Nordheim bei dem Obersten von Seldow gemeldet, woselbst er reu-, de- und wehmütig seine Übereilung beichtete und feierlich um die Hand von Fräulein Veronika warb.

Er erhielt von Eltern und Tochter ein freudiges „Ja" und von letzterer volle Vergebung für einen Irrtum, unter dem er selbst am schwersten gelitten.

Als das Brautpaar aus der Stube des Obersten trat, kam ihnen Hans entgegen. Er sah ein wenig schuldbewußt und verlegen aus, aber Nordheim streckte ihm freundlich die Hand entgegen und sagte weiter nichts, als: „Ei, ei, Herr Schwager!"

Pauls Geburtstag.

Die Familie des Doktors Lademann, die aus Vater, Mutter und drei Söhnen bestand, war seit kurzer Zeit durch die Anwesenheit eines Gastes um ein Mitglied vermehrt worden.

Eine sehr niedliche Nichte der Hausfrau, Anna Lang, erschien eines schönen Tages wie das Mädchen aus der Fremde, ohne besondere Anmeldung, und sollte ein paar Wochen der Tante im Hause helfen. Anna war eigentlich nicht ganz leichten Herzens von Hause fortgegangen — denn sie hätte gar zu gerne den Ausfall des Assessorexamens miterlebt, das in nächster Zeit zu erwarten stand und an dem sie gewissermaßen persönlich beteiligt war. Ein ihrem Herzen nahestehender junger Mann, Walter Rieding, sollte in diesen Tagen das Urteil über

Sein oder Nichtsein empfangen, und Anna war sich ziemlich klar darüber, daß von diesem Urteil auch die Entscheidung über ihre Zukunft abhing. So hielt sie sich denn einigermaßen „hangend und bangend in schwebender Pein" bei den Verwandten auf und fuhr beim Ton der Klingel jedesmal so heftig zusammen, daß ihr der Onkel Doktor schon etwas Nervenberuhigendes verschreiben wollte.

Ein Logierbesuch mit einer heimlichen Liebe kann unter Umständen seine großen Schattenseiten haben, da es wirklich kein Vergnügen ist, beständig eine Trauerweide um sich zu sehen, welche die Augen rollt, wenn der Leierkasten spielt, die bei harmlosen Äußerungen über Jugendthorheiten, die anscheinend gar nichts mit der Sache zu thun haben, weinend das Zimmer verläßt, und die eine Zartheit der Behandlung verlangt, welche im alltäglichen Leben nicht gut durchzuführen ist.

Zu diesen Naturen gehörte übrigens Anna nicht. Sie war ein zu viel vernünftiges junges Geschöpf, um diese Zeit, die nun einmal durchgemacht werden mußte, sich und anderen durch Kopfhängen zu verderben, und sie blieb in ihrem mädchenhaften Übermut so standhaft lustig und guter Dinge, daß ein

besonderer Scharfblick dazu gehörte, um zu vermuten, daß es ihr manchmal schwer ums Herz war.

Die Anwesenheit dieser niedlichen kleinen Person im Hause der Verwandten wurde indessen für alle Mitglieder der Familie zum folgenschweren Ereignis, und der Doktor hatte nicht ganz unrecht, wenn er ironisch bemerkte: „Wie viel Köpfe ein junges Mädchen in acht Tagen verdrehen kann, ist kaum zu glauben!“

Der brave Mann hätte sich selbst nicht ganz ausnehmen dürfen, denn bis zu einem gewissen Grade unterlag auch er dem Zauber der allerliebsten Nichte. Er suchte seine etwas verrostete Galanterie von vor zwanzig Jahren hervor und beteiligte sich auf onkelhafte Art an den allgemeinen Huldigungen, bis seine Frau sich erkundigte, ob er wirklich glaube, daß ihm dergleichen noch gut zu Gesicht stünde, und damit eine leichte Beschämung bei ihrem Gatten hervorrief.

Rudolf, der sechzehnjährige Primaner, befand sich zur Zeit gerade in dem Stadium, in dem die Pfeile Amors am allerleichtesten treffen. Es war noch keine halbe Stunde nach Annas Ankunft vergangen, als der Jüngling schon von einer verzehrenden Leidenschaft für sie ergriffen wurde. Bei

seiner Unerfahrenheit in derartigen Empfindungen las ihm jedermann seine Gefühle vom Gesicht ab, und man war roh genug, ihn bisweilen in Gegenwart der Angebeteten damit aufzuziehen, wobei er dann alle Leiden des jungen Werther durchlebte und stark mit dem Gedanken umging, beim Baden zu ertrinken. Er sprach diese Absicht im vorgerückten Stadium auch der Cousine gegenüber aus, wurde aber von ihr durch ein gefühlloses „bitte sehr!“ zugleich ermutigt und ernüchtert, so daß er die Ausführung des Vorsatzes noch aufschob.

Zunächst begnügte er sich damit, in einem Grade eitel zu werden, daß es nicht mehr anzusehen war. Sein etwas knapp zugemessenes Taschengeld verschwand in ungewohnter Eile und verwandelte sich in Schlipse, die in den leuchtendsten Farben seine Empfindungen wie durch die Blumensprache versinnbildlichten. Die Eleganz seiner Erscheinung nahm täglich zu, und er machte sogar den verzweifelten Versuch, sich die Haare brennen zu lassen. Eines Tages erschien er in tötlicher Verlegenheit mit stark geröteten Wangen und einem Lockenkopf bei Tisch. Dieses Experiment hatte die traurige Wirkung, daß der Vater, nachdem er ihn eine Weile stumm betrachtet

hatte, in die Worte ausbrach: „Junge, wenn Du wüßteſt, was Du mit der Friſur für ein unendliches Schafsgeſicht haſt!“ worauf Rudolf infolge eines plötzlich eintretenden Naſenblutens herausſtürzte und erſt abends wieder im Familienkreiſe erſchien, nachdem er ſeinen Kopf durch kalte Douchen in die normale Glätte wieder zurückverſetzt hatte.

Anna amüſierte ſich herrlich über ihren jugendlichen Anbeter und erlaubte ſich nur, wenn ihn ſeine Gefühle zu überwältigen drohten, ihn durch eine kühle Prinzeſſinnenmiene, die ſie vortrefflich anzunehmen verſtand, wieder zur Vernunft zu bringen. Nützte das noch nichts, ſo griff ſie auch wohl zu draſtiſcheren Mitteln. Rudolf hatte vor einiger Zeit mit der Couſine ein Vielliebchen gegeſſen und zu ſeiner unausſprechlichen Freude gewonnen. Seine Erwartungen in Bezug auf das in Ausſicht ſtehende Präſent erſtiegen nun eine wahrhaft ſchwindelnde Höhe. Nachdem er von einer Zigarrentaſche geträumt hatte und ihm dieſer ſchöne Gedanke durch ein „Du rauchſt doch nicht etwa ſchon?“ zerſtört worden war, verirrte ſich ſeine Phantaſie in zartere Regionen, und er fing an, an die Möglichkeit zu glauben, daß Anna ihm eine Locke zu ſchenken beabſichtige!

Leider beging er die Unvorsichtigkeit, diese Erwartung auszusprechen, und entschied dadurch die Wahl der Geberin aufs schnellste. Sie benutzte mit malitiöser Freude die Gelegenheit, ihrem Vetter symbolisch anzudeuten, welchen Grad der Männlichkeit er in ihren Augen ungefähr besitze, und als er bis über die Ohren errötend ein ziemlich großes Paketchen von ihr in Empfang nahm, wurde er durch den Anblick eines unzerreißbaren Bilderbuchs geradezu vernichtet. Diese angesichts der ganzen Familie erlebte Blamage warf ihn für einige Tage so darnieder, daß die Mutter schon die leise Hoffnung aussprach, er könne am Ende noch einmal vernünftig werden — aber die Besserung hielt nicht lange vor, und zur Zeit, wo unsere Geschichte spielt, loderte sein Herz schon wieder aufs heftigste.

Fritz, der zweite Sohn des Hauses, ein Quartaner, befand sich gerade in dem Stadium, in dem er von früh bis spät, beim Aufstehen und beim Frühstücken, liegend, stehend, sitzend, ja sogar „zum Einschlafen" mit den Fingern in beiden Ohren Kabanis las und jede Unterbrechung, sowie erst recht jede Erinnerung an seine Schularbeiten mit unartikulierten, grunzenden oder flehenden Lauten

abwehrte. Trotz dieſer Hingabe an litterariſche Genüſſe vermochte er ſich aber dem Zauber der Couſine auch nicht ganz zu entziehen. Seine Huldigungen trugen freilich noch ein vorwiegend rüpelhaftes Gepräge und kulminierten in dem großmütigen Anerbieten, die Verehrte im Boxen zu unterrichten, was von dieſer dankend abgelehnt wurde. Aber dieſe brenneſſelartige Knoſpe trug doch auch ſchon den Keim zu der künftigen Roſe erſter Liebe in ſich, und man konnte es der Hausfrau nicht verdenken, wenn ſie auf ein Kompliment über die reizende Nichte etwas ſäuerlich erwiderte: „Ja, ja, das iſt alles recht ſchön, aber ſie macht mir die Jungens ganz verdreht — es iſt nichts mehr mit ihnen anzufangen!“

Seit einigen Tagen herrſchte in der Familie ohnehin eine gewiſſe Aufregung. Paul, der jüngſte Sohn des Hauſes, ſollte am 1. Juli ſeinen vierten Geburtstag feiern, und ein ſtiller aber erbitterter Kampf über die Art, wie dieſer Tag feſtlich begangen werden könnte, fand zwiſchen den Eltern ſtatt.

Der Vater bekannte ſich zu der ganz vernünftigen Anſicht, daß ein Kindergeburtstag überhaupt keiner beſonderen Extraſpäſſe bedürfe, daß vielmehr

der feierliche Aufbau, der Besitz unendlicher neuer Reichtümer an Spielsachen, das sich Übernehmen an Torte und Bonbons, und der düstere, aber unvermeidliche Aktschluß mittels eines Rharbarbertränkchens schon an sich Feier genug sei.

Die Mutter widersetzte sich aber dieser nüchternen Auffassung des Jubeltages nach Kräften, sie wollte dem Kleinen eine Kindergesellschaft einladen! Für sie war Pauls Geburtstag das größte Fest des Jahres. Paul war so schlau gewesen, sich erst einzustellen, als die Geschwister schon ziemlich groß und aus dem Verziehalter heraus waren, daher hatten bei ihm das erste Zähnchen, das erste gesprochene Wort und die erste Ungezogenheit wieder ganz den Reiz der Neuheit, durch den es die ältesten Kinder meist so besonders gut haben. — Der bekannte Ausspruch eines zarten Pädagogen, daß zu viel Liebe noch keinem Kinde geschadet habe, fand bei Paul vorläufig noch keine Anwendung! Es muß leider zugestanden werden, daß er grenzenlos ungezogen war und den Beinamen „der Moloch", den ihm die Brüder beigelegt hatten, nicht ganz unverdient trug. Das Nesthäkchen war bis zu einem gewissen Grade ein Fabelwesen, welches in zwei Gestalten

lebte. In der Phantasie seiner Mutter war Paul ein zartes, liebliches Geschöpfchen, welches so wenig zu sich nahm, daß die Redensart: „wovon das Kind lebt, begreife ich nicht!“ in der Familie des Doktors zum geflügelten Wort geworden war — ein stets unterdrücktes, beklagenswertes Kind, welches an unzähligen, geheimnisvollen Übeln litt und bei besonders stark hervortretender Ungezogenheit sofort für unwohl erklärt wurde: „Ihm ist nicht richtig“, hieß es — „ich kenne das Kind!“ Damit wurde jeder fühlbare Eingriff in die Erziehung als Mißhandlung eines Leidenden abgeschnitten. In Wirklichkeit war Paul ein dicker, unbändiger Bengel, der seine Fäustchen zum Angriff und zur Verteidigung zu brauchen wußte, der tüchtig aß und trank, wenn es ihm schmeckte, und der nur dann appetitlos war, wenn unbeliebte Gerichte auf dem Tisch erschienen. — Paul war ferner ein kleiner egoistischer Despot, der Mutter und Geschwister tyrannisierte und vom Vater nur verstohlen einmal abgeprügelt wurde, wenn seine natürliche Beschützerin auf einem Damenkaffee war. Dies Experiment hatte dann gewöhnlich ein paar Tage mäßiger Artigkeit und Sanftmut zur Folge, in denen die Mutter von Angst ge-

foltert wurde, daß Paul zu gut für dieſe Welt ſei, bis er durch Rückfälligkeit in ſeine frühere Ungezogenheit beruhigte.

Fritz und Rudolf beſuchten, wie geſagt, ſchon die Quarta und Unterprima des Gymnaſiums und fanden ſich mit ſtoiſcher Ruhe in die verhältnismäßige Zurückſetzung, die ihnen Pauls halber zu teil wurde. Sie begnügten ſich damit, ſich nur durch gelegentliche Püffe an dem kleinen Bruder zu verſündigen, wenn dieſer es einmal zu arg trieb, und ängſtigten die Mutter durch die Ausſicht, daß man „es“ Paul in der Schule ſchon austreiben werde!

Wie im Intereſſe des „Moloch“ gewöhnlich alles durchgeſetzt wurde, ſo auch die Kindergeſellſchaft. Das Dienſtmädchen wurde entſendet, um mit einer „Empfehlung von der Frau Doktorin“ eine Horde kleiner Jungen und Mädchen im Alter von zwei bis fünf Jahren zum nächſten Nachmittag zur Schokolade zu entbieten. — Die großen Jungen hatten an Pauls Geburtstag frei, da gleichzeitig die Ferien anfingen. Die Mutter konnte ſich daher auf eine thätige Mitwirkung ihrer Söhne verlaſſen, wenngleich die Aufforderung an Fritz, „mit zu ſpielen“,

bei diesem einen krampfartigen Wutanfall zur Folge hatte.

Einige Geschenke blieben am Vorabend noch zu besorgen, und die Hausfrau bat Anna, sie zu diesen Kommissionen zu begleiten. Rudolf, der sich sonst bei Anlässen, wo es Pakete zu tragen galt, mit männlicher Energie drückte, erinnerte sich plötzlich, daß er noch zu „seinem“ Schuhmacher gehen müsse, und schloß sich der Expedition an, zum geheimen Verdruß der Mutter. Letztere hatte nämlich, wie wir schon gesehen haben, gar keinen Humor für die zarten Gefühle ihrer Söhne, sondern erklärte jedes Aufdämmern der Liebe in diesem Alter einfach für abgeschmackt.

Die kleine Kalvakade setzte sich in Bewegung und Rudolf genoß das unaussprechliche Glück, vor einigen Läden mit der Cousine zu warten, während die Mutter drin Einkäufe machte. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß ein schlanker, junger Mann von sehr elegantem und sicherem Auftreten, dem man auch ohne die große Schmarre über der Wange den ehemaligen Korpsstudenten auf zwanzig Schritt ansah, des Paares ansichtig wurde — stutzte — grüßte — und von Anna tieferrötend wieder

gegrüßt wurde, während sie den Vetter mit auffällig veränderter Stimme auf die reizenden Bleisoldaten im Schaufenster aufmerksam machte und diesen dadurch tötlich beleidigte, da er daraus schloß, daß Anna ihn noch eines Interesses für derartige Dinge fähig halte.

Er machte seinen Gefühlen Luft, indem er, dem Grüßenden feindlich nachstarrend, zu seiner Cousine bemerkte: „Ein rechter Geck!"

Anna erwiderte nur: „Findest Du?" worauf Rudolf ermutigt weiter frug: „Woher kennst Du ihn?"

Anna sah ihren jungen Verehrer einen Augenblick scharf an, dann sagte sie ruhig: „Kinder müssen noch nicht alles wissen!" und ging der Tante entgegen, die eben aus dem Laden trat.

Selbst dieser schmerzliche Moment sollte aber noch nicht den Höhepunkt von Rudolfs Leiden bilden. Die Mutter erklärte, als er zögernd an dem Laden des Schuhmachers stehen blieb, daß sie auch da etwas zu bestellen habe, und betrat mit ihm und Anna die geweihten Räume, indem sie beim Anblick ihres errötenden Sohnes gefühllos meinte: „Habe Dich doch nicht, lieber Junge — Stiefel sind ja nichts Unpassendes!"

Rudolf mußte denn nun in Gegenwart der Geliebten seine Stiefelbestellung machen — „zum Ball", wie er großartig bemerkte. „Da nehmen wir Kalbleder, junger Herr," sagte der Schuhmacher und rief durch diese Anrede in Rudolf den Entschluß wach, nie wieder bei dem Unverschämten einen Stich machen zu lassen. Aber es sollte noch ganz anders kommen! Die Mutter sagte in der ganz harmlosen Absicht, einen kleinen Scherz zu machen, lächelnd zu dem Meister: „Ja, ja, das hätte das Kalb auch nicht gedacht, daß es noch einmal auf den Ball gehen würde!"

Der Schuhkünstler sah darauf unsern Rudolf mit väterlichem Wohlwollen an und meinte freundlich: „J, lassen Sie ihn doch — man ist ja nur einmal jung!"

Rudolfs Gesicht spottete in diesem Augenblick jeder Beschreibung! Er mußte es erleben, daß die Mutter und Anna — o Bitterkeit der Bitterkeiten! — in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen — und er hat es sich in seinem ganzen Leben als Beweis größter spartanischer Selbstbeherrschung angerechnet, daß er den Meister nicht auf der Stelle erdrosselte, der ihn — ihn — den Unterprimaner

im erſten Stadium einer hoffnungsloſen Leidenſchaft, mit einem — Kalbe verwechſelte!

Düſter ſchlich er neben den Damen her und mußte auch noch verſchiedene Päckchen tragen, die ihm die Mutter verbindlich überreichte und die ihn in ſeinen eigenen Augen aufs tiefſte entwürdigten.

Es war dämmerig geworden, als man zu Hauſe anlangte. Der Vater befand ſich noch außerhalb, Paul und Fritz konſtruierten im Kinderzimmer eine geheimnisvolle „Überraſchung“ für die Eltern und begrüßten jede Annäherung eines Erwachſenen mit angſtvollem Kreiſchen und drohenden Indianerſprüngen auf den Eindringling zu. Rudolf verarbeitete ſeinerſeits die Charakterzüge Karls des Großen mit mäßigem Enthuſiasmus zu einer deutſchen Arbeit.

So fand ſich denn ein ruhiges Plauderſtündchen für die Hausfrau und Anna, welches von erſterer dazu benutzt wurde, der Nichte etwas auf den Zahn zu fühlen — eine Lieblingsbeſchäftigung älterer Damen, bei welcher auch unſere Hausfrau große Gewandtheit an den Tag zu legen pflegte. Den Anlaß dazu bot in dieſem Fall der Umſtand, daß ein Bekannter des Hauſes, ein Regierungsrat Born, ein Mann in den „beſten Jahren“, die bekanntlich

so heißen, weil sie nicht mehr die guten sind, unverkennbare Lust zeigte, sich von dem allgemeinen Huldigungsfieber anstecken zu lassen und Anna sein etwas altbackenes Herz zu Füßen zu legen.

„Sage mir, Annchen," begann die Tante in dem vertraulichen Ton, den die Dämmerstunde begünstigt, „was hast Du gegen Born? Du bist eigentlich recht unfreundlich, wenn er da ist!"

Anna sah einen Augenblick vor sich nieder, dann sagte sie ruhig: „Ich habe gar nichts gegen ihn, Tante — aber —"

„Nun — aber?" drängte die Tante, die sich auch darin nicht von andern ihres Geschlechts unterschied, daß sie für ihr Leben gern Heiraten stiftete.

„Aber vielleicht habe ich etwas für jemand andern!" brachte Anna nicht sehr kunstgerecht ausgedrückt, aber mutig hervor, während sie tief errötete.

Die Tante sah sie erstaunt an.

„Das hätte ich Dir freilich nicht angemerkt!" sagte sie kopfschüttelnd, „bei Deinem Übermut!" Anna schwieg und lachte.

„Was ist denn der „jemand anders"?" fuhr die Tante in etwas inquisitorischem Tone fort.

„Referendar!" erwiderte Anna kurz und kühn.

Die Tante ſah entſetzt aus.

„Alſo er hat nicht einmal das dritte Examen gemacht!“ konſtatierte ſie mißbilligend.

„Nun, wenn er nur zwei gemacht hat!“ erwiderte Anna vergnügt, „das iſt doch ſchon eine ganze Menge! Denke mal, Tante, wenn Du oder ich auch nur ein halbes machen ſollten, das würde eine ſchöne Geſchichte werden!“

„Iſt er denn nett?“ forſchte die Tante weiter.

„Nett?“ rief Anna feurig, „er iſt — o ja, er iſt ganz nett,“ ſetzte ſie in plötzlich ſehr kühlem Ton hinzu.

„Von der Nettigkeit allein kann man aber nicht leben!“ entgegnete die Tante ſtreng, „es wäre recht unvernünftig, Anna, wenn Du einer ſolchen ausſichtsloſen Sache wegen einen wohlſituierten, ordentlichen Mann ausſchlügeſt! Wäre es etwa nicht unvernünftig?“ fuhr ſie, durch Annas Schweigen gereizt, in lauterem Ton fort.

Das junge Mädchen ſah ſie nachdenklich an, dann ſagte ſie ſo recht aus vollem Herzen: „Ach Tantchen — iſt es denn nicht manchmal das Vernünftigſte, was man thun kann, etwas unvernünftig zu ſein?“

Ehe die Tante Zeit fand, gegen dieſe durchaus unſtatthafte Sentenz Proteſt einzulegen, wurde die Thür aufgeriſſen. Fritz und Paul ſtürzten herein, zu einem prügelnden Knäuel geballt, weil keiner dem andern die Verkündigung der hochwichtigen Neuigkeit gönnen wollte, und überſchrieen ſich: „Es iſt Beſuch da!“

Die Mutter nahm die Viſitenkarte, die deutliche Spuren des um ſie entbrannten Kampfes zeigte, mit ziemlich gleichgültiger Miene in Empfang. „Das wird wohl Papa gelten,“ ſagte ſie und beſchied Fritz: „Sage nur, ich wäre beſchäftigt!“ Fritz flog hinaus, nachdem er auf die Frage: „Wie ſollſt Du ſagen?“ durch empörtes Wiederabſchnattern des Auftrages geantwortet hatte. Das kleine Intermezzo ſpielte ſich ſo raſch ab, daß Anna jetzt erſt Zeit fand, einen Blick auf die Karte des abgewieſenen Beſuchers zu werfen.

„Walter Rieding — ach Tante!“ rief ſie halblaut und erſchreckt.

„Nun — was giebt's denn?“ frug die Tante überraſcht. „Ach ſo!“ fügte ſie bedauernd hinzu, als ſie Annas erblaßtes und betrübtes Geſicht bemerkte, „das war wohl ‚Er‘? Ja, mein Kind —

wenn ich geahnt hätte, daß der junge Mann überhaupt hier am Orte ist, da wäre ich allenfalls auf die Idee geraten! Nun, er wird ja wiederkommen! — ich muß jetzt sehen, ob Pauls Geburtstagskuchen nicht zu lange bäckt!"

Mit der dem vorgerückten Lebensalter eigenen Indifferenz gegen die wichtigsten Ereignisse in Herzensaffairen verließ die Hausfrau bei diesen Worten das Zimmer und Anna blieb allein. Sie vergoß einige zornige Thränen über diese unliebsame Begebenheit. Wer konnte wissen, ob Rieding nicht nur auf Stunden hier — ob das Examen bestanden oder verfehlt war? Morgen, an Pauls Geburtstag, würde sich schwerlich Zeit finden, einen Besuch anzunehmen! Die Tante hatte ja für nichts Sinn und Gedanken, als für Paul, und behandelte dies Fest mit einer Wichtigkeit, als wenn er der erste Junge in Europa wäre, der seinen vierten Geburtstag feierte!

Die Mutter hatte sich unterdessen in die Küche begeben, um sich nach dem Kuchen umzusehen und zugleich den Befehl zu erteilen, daß jemand noch in Nacht und Nebel in die Stadt laufe, um die vergessenen Geburtstaglichterchen für Paul zu kaufen.

Sie kam eben recht, um sich an dem Schauspiel

zu erfreuen, wie ihre Köchin Pauline vor dem Kutscher und einem schnurrbärtigen „Cousin", der sich's mit einer furchtbaren Zigarre bequem machte, eine dramatische Vorstellung gab, die darin gipfelte, daß sie — die Doktorin — karikiert dargestellt wurde, wie sie das Mittagsessen bestellte — eine Scene, die die beiden Männer mit donnerndem Beifall aufnahmen und die recht zärtliche Gefühle für Pauline in der Brust der Hausfrau erweckte.

Entrüstet befahl sie kurz die Herbeischaffung von Geburtstagslichtern, worauf Pauline sich mit auffälliger Freundlichkeit bereit erklärte, den Gang zu besorgen, und mit dem Cousin abzog.

Der Abend verging allen in etwas bedrückter Stimmung. Der Vater war verdrießlich, weil seine Frau die Kindergesellschaft doch durchgesetzt hatte — Fritz hatte Paul gehauen, „gerade am Abend vor seinem Geburtstag", und war zur Strafe um halb neun Uhr ins Bett geschickt worden. Anna hatte verweinte Augen, antwortete nur in einzelnen Silben und filierte wie ums tägliche Brot. Rudolf, den der Kummer seiner Angebeteten in seinem jetzigen Zustand fast zerfließen machte, saß den ganzen Abend ihr gegenüber und himmelte sie so

an, daß es der Vater nicht mehr mit ansehen konnte.

Nachdem er eine Weile durch Trommeln auf dem Tisch seine Nervosität bekundet hatte und dies sonst allgemein gefürchtete Signal nicht beachtet worden war, begann er spöttisch: „Nun, Rudolf — hast Du Dich schon erklärt?“

„Vater!“ rief Rudolf flammendrot.

„Na ja — wenn Du das nicht beabsichtigst, dann laß das sentimentale Gesichterschneiden — es ist ja widerlich!“ sagte der Vater ungerührt.

Rudolf erhob sich würdevoll.

„Ich gehe zu Bett!“ erklärte er strafend.

„Bitte — thue Deinen Gefühlen keinen Zwang an,“ meinte der Doktor gemütlich, „es ist Dir ganz gesund, zeitig schlafen zu gehen!“

Man begab sich übrigens allseitig bald zur Ruhe, um in Pauls Geburtstag hinein zu schlafen, auf den sich die Mutter fast noch mehr freute als das Kind.

Es ist eine eigentümliche, aber nicht wegzuleugnende Thatsache, daß Ereignisse, Tage und Dinge, die vorher viel besprochen werden und von denen man Wunder erwartet, mit einer gewissen

Malice gerade das Gegenteil von dem entwickeln, was sie verhießen. Bekanntlich arrangieren infolge dieser Beobachtung Gutsbesitzer ein Gartenfest, wenn sie sich einen Landregen wünschen, da ein solches in Aussicht genommenes Plaisir fast immer den gewünschten Erfolg zu haben pflegt. Pauls Geburtstag sollte wieder einen glänzenden Beweis für diese Theorie liefern.

Die großen Jungen waren noch auf eine Stunde ins Gymnasium gegangen, wo Schulschluß und Zensurverteilung stattfand — ein Moment, der mit Zittern erwartet wurde und dem öfters starke häusliche Gewitter mit gelegentlichem Einschlag folgten. Paul, dem schon in seinem Bettchen von allen Seiten knieend gehuldigt und gratuliert wurde, erwachte verdrießlich, wollte sich nicht anziehen lassen und schlug um sich. Da das Kind an seinem Geburtstage doch nicht gestraft werden durfte, so zog sich der Prozeß des Ankleidens in ungebührliche Länge. Paul entwand sich beständig den Händen der Mutter und stürzte sich immer wieder kopfüber ins Bett, wie eine Fischotter in den Strom. Die Mutter erklärte, er habe nicht ausgeschlafen, und deckte ihn gegen Seitenangriffe des Vaters mit ihrer

ganzen Perſon. Endlich war das ſchwere Werk gethan. Paul, noch mit einer männlichen, halbgetrockneten Zähre auf jeder Backe, ſtand erwartungsvoll an der Thür des Geburtstagszimmers, mit jenem angenehmen Gruſeln des Klingeltons wartend, das wir in ſpäteren Jahren nie mehr zu empfinden vermögen.

Der kleine Geburtstagstiſch war mit allerhand niedlichen Gaben geſchmückt und die ganze Familie ſtand um denſelben gruppiert, als der ſchrille Ton der Tiſchglocke den Helden des Tages hereinrief. Zögernd näherte er ſich dem Tiſch und blieb ſtumm davor ſtehen. Die inzwiſchen heimgekehrten Brüder, welche ihn auf ihre eigenen wertvollen Geſchenke zuerſt aufmerkſam machen wollten, wurden von der Mutter zurückgeſcheucht: „Laßt ihn ſich nur alles ganz allein anſehen!“ — Als das Schweigen gar zu lange dauerte, frug die Hausfrau: „Nun, Paulchen, was gefällt Dir denn am beſten?“ worauf er mit der Kindern eigenen unliebenswürdigen Offenheit murrte: „Ich habe ja kein Pferd bekommen — Du haſt geſagt, ich bekäme ein Pferd!“ — Das war deprimierend! Der Vater wollte ſich empört auf den Undankbaren ſtürzen, die Mutter

aber trat eilig vor und versicherte, es sei wahr — sie habe ihr Versprechen vergessen und das Kind sei völlig in seinem Rechte! Paul wurde durch detaillierte Erklärungen über die anderen Sachen beschwichtigt und riß alles an sich, nachdem er zur maßlosen Entrüstung der Brüder an seinem Geburtstagskuchen geleckt hatte, ihn dadurch für sein unbestrittenes Eigentum erklärend.

Die Dienstboten des Hauses nahten nun mit köstlichen Gaben aus dem Fünfzigpfennigbazar, von prunkendem Äußern und zweifelhafter Haltbarkeit, die mit allgemeinem Dank gelohnt wurden. Noch größere Rührung würden diese Opfer erweckt haben ohne die schon oft gemachte Erfahrung, daß die überraschende Kunde aus Kindesmund: „Mama, die Pauline hat auch einen Geburtstag — den 10. Oktober" — rechtzeitig zu den Ohren der Herrin gelangen werde, wo dann die Wiedererstattung der Gaben nach dem Prinzip von Wurst und Speckseiten mit Zins und Zinseszins erwartet wurde.

Der mühsam zur Freude gepreßte Paul, dessen Seele immer noch nach dem Pferde verlangte, welches ihm entgangen war, mußte indes doch auf den Geschmack an seinen Spielsachen gekommen sein,

denn er war weder durch Güte noch durch Gewalt dahin zu bringen, ſo lange von der Beſchäftigung mit ihnen abzuſtehen, bis er ſeine Milch getrunken hatte. Schließlich machte der Vater kurzen Prozeß, hob ihn wie einen zappelnden Kloß auf die Arme und trug ihn zum Frühſtückstiſche, Paul nahm aber ein großes Horn mit, welches bei ihm den Vogel abgeſchoſſen hatte. Dieſes Muſikinſtrument, ein wahres Marterwerkzeug der Ziviliſation, vermochte nur einen einzigen tiefen, heulenden Ton von ſich zu geben, den ihm der glückliche Beſitzer ohne Pauſe entlockte. Zwiſchen jedem Schluck Milch erſcholl der wehmütige Mißklang und niemand wollte ſich dazu bekennen, das Horn geſchenkt zu haben, welches dazu beſtimmt ſchien, eine ſchreckliche Plage für die Familie zu werden.

Der Vater benutzte die erſte Pauſe in den muſikaliſchen Genüſſen, um Rudolf und Fritz mit durchbohrenden Blicken nach ihren Zeugniſſen zu fragen. Rudolf erklärte, die ſeinigen nicht zeigen zu können, ſo lange die Damen anweſend wären, und der Vater ließ ihm diesmal ſo viel Schonung angedeihen, daß er eine etwaige abfällige Kritik ſeines Betragens, ſeines Fleißes und ſeines Aufmerkens

nicht vor der reizenden Cousine anhören mußte. War doch mit Sicherheit anzunehmen, daß die Liebe die häuslichen Leistungen wesentlich beeinträchtigt haben würde. Fritz dagegen legte, sprungbereit auf einem Beine stehend, die Zensur vor den Vater hin und begab sich dann auf einen gesicherten Platz, von wo aus er die Mienen des Familienhauptes angstvoll beobachtete und für den Prügelfall durch fieberhafte Pantomimen eine etwaige Intervention seitens der Mutter erbat.

Als der Vater nach beendigter Lektüre ihm das interessante Schriftstück mit einem unerwartet nachsichtigen „na!“ zurückgab, stieß er einen erleichterten Seufzer aus und erging sich sofort in einer blühenden Schilderung seines Klassenlehrers, der einem „man sagt“ zufolge schon einmal einen Schüler skalpiert und Fritz selbst ein anderesmal so geschüttelt habe, daß ihm alle Knöpfe an der Jacke gleichzeitig abgerissen seien — wahrhaftig!

„Na, Paul, freue Dich, wenn Du zu dem kommst!“ setzte der Erzähler, der übrigens für einen so grausame Strafen Erduldenden recht munter aussah, hinzu.

„Mache doch nicht dem Kinde an seinem Geburts-

tage angſt!“ wehrte die Mutter ab. „Paulchen, nicht wahr, Du wirſt ſo fleißig ſein, daß der Lehrer nie böſe zu ſein braucht?“

Paul, der eben wieder das furchtbare Horn blies, ſchüttelte nur wortlos den Kopf und wurde jetzt wieder zu ſeinen Spielſachen entlaſſen, nachdem der Vater noch erklärt hatte, länger als den Geburtstag über dulde er das Horn nicht in ſeinem Hauſe — „davon kann man ja das Nervenfieber bekommen!“ ſetzte er ärgerlich hinzu.

Den Vormittag über ergoß ſich ein Strom von eigenartigen Gratulanten über die Doktorsfamilie, wie ſie eben nur bei einem Kindergeburtstag in die Erſcheinung treten. Alle alten Jahrgänge von Kinderfrauen, die ſchon Rudolf auf den Knieen gewiegt hatten und ihn zu ſeiner unausſprechlichen Wut noch duzten, wo nicht gar küſſen wollten, traten zahnlos, kopfwackelnd und ſchwatzend an, beteuerten, um keinen Preis vom Geburtstagskuchen eſſen zu wollen, ließen ſich erbitten und ſaßen ſchließlich wie eine kurze und gedrängte Überſicht der böſen Feen im Dornröschen um den Tiſch. Die Konverſation beſtand hauptſächlich in ſich überbietenden Reminiscenzen aus der Kinderzeit der Söhne des Hauſes, wobei jede eine

besondere Ehre darein setzte, daß ihr Schutzbefohlener die meisten Krankheiten durchgemacht habe und so und so oft „aufgegeben“ gewesen sei. Während sich zwischen zweien dieser Parzen ein erbitterter Streit entspann, ob Fritz oder Paul den Keuchhusten schwerer gehabt hätte, winkte Anna den beglückten Rudolf: „Komm, man wird ganz schwindlig von dem vielen Reden — gehn wir ein bißchen aus!“

Rotglühend vor Seligkeit stürzte Rudolf in sein Zimmer, adonisierte sich in aller Eile nach Kräften, wobei er die „vorige“ Minna schmerzlich vermißte, die ihm mittels eines ausgedienten Kochlöffels den Scheitel über den ganzen Kopf vollendet herzustellen gewußt hatte, besprengte sich mit Eau de Cologne, borgte sich heimlich ein feines Taschentuch von der Mutter und schritt dann mit dem Air eines unabhängigen Privatmannes in reiferen Jahren neben der Cousine her.

Rudolf hatte Unglück mit seiner Courmacherei, das muß zugestanden werden! An der nächsten Straßenecke lauerte eine Horde Blumenmädchen und Blumenknaben mit den ausgesuchten Verbrechergesichtern, die merkwürdigerweise von dem zarten Handel mit Sträuschen fast unzertrennlich sind, und

boten mit schneller Erkenntnis der Sachlage dem Jüngling ihre verknitterten Rosenbouquets an: „Für das schöne Fräulein, gnädiger Herr Baron!“ Der geschmeichelte Rudolf wählte nun das schönste Sträuschen aus und überreichte es Anna mit einem Blick, der seine Augen in Gefahr brachte, nie wieder in ihre normale Lage kommen zu können. Dann zog er sein Portemonnaie, mit dem festen Entschluß, sich keinenfalls etwas herausgeben zu lassen, und wenn es seine letzte Mark gegolten hätte. Zu seinem sprachlosen Entsetzen befand sich aber nichts in dem Geldtäschchen, als ein verbogenes, belgisches Fünfcentimestück, der einstige kühne Anfang zu einer Münzsammlung, der nie Nachfolger gehabt hatte und zugleich ein Charakteristicum für die Vollständigkeit von Rudolfs übrigen Sammlungen abgab. Mit dem leidenschaftlichen Wunsche, zehn Klafter tief unter der Erde zu sein, überlegte Rudolf eben, wie er am schnellsten dahin käme, als Anna, seine Lage durchschauend, ihm mit einem feinen Lächeln zu Hilfe kam.

„Du hast nur Scheine und Gold, Rudolf,“ sagte sie unbefangen, „laß mich einmal Bankier spielen!“

Sie bezahlte das Sträußchen und ging dann ruhig mit dem Vetter weiter, bis sie aus der Hörweite der Blumenmädchen waren. Dann aber konnte sie sich ein frisches, spöttisches Lachen nicht versagen.

„Guter Junge!“ sagte sie und klopfte ihrem vernichteten Begleiter auf die Schulter, „laß doch das Courmachen noch ein bißchen — es will ja alles gelernt sein!“

„Eine unbestrittene Wahrheit, mein gnädiges Fräulein!“ sagte in diesem Augenblick eine Stimme hinter ihr, und Walter Rieding erschien wie aus der Erde gewachsen an ihrer Seite. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie so ohne Zeremonie auf der Straße anspreche — aber ich trage schwer an einem ganzen Paket Grüße aus B. und will sie gern abliefern! Leider hatte ich gestern nicht den Vorzug, Ihnen und Ihrer Frau Tante meine Aufwartung machen zu dürfen — ich wollte mir erlauben, Ihnen anzuzeigen, daß ich mein Assessorexamen glücklich bestanden habe!“

Anna ließ ihn unbehindert weiter sprechen. Sie war von einer so großen Verlegenheit ergriffen, daß sie sich außer stande fühlte, ein Wort zu erwidern.

Nur beim Schluß der Rede blickte sie hastig auf; „ich gratuliere!“ sagte sie leise und schnell.

Rieding schien ganz befriedigt. Er stellte sich mit größter Verbindlichkeit Rudolf vor und fragte ihn, ob er hier studiere — ein feiner Zug, der ihm unter weniger erschwerenden Umständen das Herz des Primaners sicher gewonnen haben würde. Jetzt aber war der gute Junge zu tief in seine Gefühle versunken und schritt wie ein wahrer Othello neben dem jungen Paare her. Rieding hatte sich mit großer Seelenruhe den beiden Spaziergängern angeschlossen und befand sich bald mit Anna in einem jener Gespräche, die aus tausend angeknüpften Fäden bestehen und in die Vergangenheit zurückreichen, an der Rudolf, wie er ingrimmig fühlte, gar keinen Teil hatte.

Er beschloß daher an der nächsten Straßenecke sich zu rächen, nahm mit der in der letzten Tanzstunde gelernten Verbeugung den Hut ab und sagte mit bitterem Hohn: „Du bist ja in bester Gesellschaft, Anna — ich werde nach Hause gehen.“

„Rudolf!“ rief Anna erschrocken — aber es war zu spät — ihr jugendlicher Kavalier hatte schon das Weite gesucht — erst mit würdevollem

Gange, wie eine Tragöde, bald aber in einem Geſchwindſchritt, der jeden Verſuch, ihn einzuholen, zur lächerlichen Jagd auf offener Straße geſtaltet hätte.

Anna blieb ſtehen.

„Ich ſage Ihnen nun auch Lebewohl, Herr Rieding," begann ſie etwas ſteif, „ich will verſuchen, meinen Vetter einzuholen!"

„Laſſen Sie ihn doch laufen, gnädiges Fräulein," begann Rieding gemütlich, „ein ſo großer Junge wird ſich doch auch ohne Schutzengel nach Hauſe finden! Sie wollen nicht? — nun dann beantworten Sie mir wenigſtens eine Frage —! Eher gehe ich Ihnen nicht von der Seite!"

„Was wollen Sie denn wiſſen?" fragte Anna und ſah zu Boden.

„Ich hatte das Vergnügen, den geſtrigen Abend in der hieſigen Reſſource zu verleben," fuhr der Mann fort, „dort ſprach man viel von einer bevorſtehenden Verlobung in der hieſigen Geſellſchaft!"

Er ſchwieg und blickte ſie erwartungsvoll an. Anna ſah unverbrüchlich ernſthaft aus.

„So?" ſagte ſie in fragendem Ton, „das iſt ja intereſſant!"

„Als baldiger glücklicher Bräutigam wurde ein Regierungsrat Born oder Bronn oder so ähnlich genannt," fügte Rieding hinzu, während ein finsterer Zug auf seinem Gesicht erschien, der ihn, wie Anna innerlich feststellte, sehr gut kleidete, „und der Name der Braut wurde auch erwähnt — ich glaube aber doch, daß ich da auch ein Wörtchen mit zu reden hätte!"

Da Anna noch immer schwieg, fuhr er in ausbrechender Ungeduld fort: „Ich wollte mich also nur erkundigen, ob meine Reise hierher, die ursprünglich einen ganz andern Zweck hatte, vielleicht dazu angewendet werden kann, Ihnen meinen ergebensten Glückwunsch abzustatten! Nun bitte," fuhr er heftig fort, „sagen Sie ein Wort — darf man Ihnen bald gratulieren?"

Sie sah ihn flüchtig an.

„Vielleicht!" sagte sie halblaut.

Er wurde ganz blaß.

„Nun, dann leben Sie wohl!" rief er mit veränderter Stimme und wandte sich, um sie eilig zu verlassen. Aber in dem Augenblick sagte sie leise, fast wie zu sich selbst: „Es fragt sich nur, wozu man mir gratulieren kann!"

Er blieb ſtehen.

„Was meinen Sie damit?“

Sie lachte übermütig: „Nun, es könnte ja mein Geburtstag ſein — oder Neujahr kommt auch, wenn Sie ſo lange warten wollen!“

Er mußte wider Willen lachen und atmete tief auf.

„Nun gehen Sie aber!“ fuhr Anna dringend fort, „wenn uns jemand hier nebeneinander gehen ſähe — ich glaube, die Tante wäre ſehr böſe!“

„Bin ich denn ſo entſetzlich?“ fragte er lächelnd und bückte ſich, um ihr ins Geſicht zu ſehen.

„Es ſcheint doch!“ erwiderte ſie ernſthaft.

„Ich habe drei Tage Urlaub,“ ſagte er in fliegender Haſt, da ſie ihren Schritt immer mehr beſchleunigte, und wohne bei meinem Freunde Curtius.“

„Ach!“ rief ſie überraſcht.

„Ja, ja, mein gnädiges Fräulein — die Gärten grenzen nachbarlich zuſammen — Sie wiſſen nicht, daß ich geſtern abend wie ein kleiner Junge, der Kirſchen ſtehlen will, ſtundenlang auf der Gartenmauer geſeſſen und beobachtet habe, wie Ihr grüner Anbeter mit Ihnen Croquet ſpielte.“

„Das verdanken Sie eben dem Regierungsrat

Born," ſagte ſie vergnügt, „der hat mir als ganz beſondere Vergünſtigung erlaubt, in ſeinem Garten Croquet zu ſpielen, auch darf heute nachmittag in demſelben Garten eine Kindergeſellſchaft zu Ehren meines kleinſten Vetters ſtattfinden, nachdem wir alle eidlich haben verſichern müſſen, daß keiner der kleinen Gäſte auf den Raſen treten oder einen Grashalm anfaſſen würde."

Der junge Mann ſah ſein reizendes Gegenüber ſo in Gedanken verſunken an, daß er gar nicht zuhörte. Erſt bei den letzten Worten fuhr er aus ſeinem Sinnen empor.

„Ja, und wann ſehe ich Sie noch einmal, mein gnädiges Fräulein? ich habe Ihnen notwendig etwas zu ſagen — was Sie ſchon lange wiſſen! Darf ich heut meinen Beſuch noch einmal wiederholen?"

„Nein, nein!" rief Anna eifrig, „heute iſt Pauls Geburtstag — da hat niemand Zeit, Sie anzunehmen!"

„Werden Sie die Kindergeſellſchaft heute im Garten beaufſichtigen?" fuhr er zaghaft fort.

„Ei behüte!" gab ſie freundlich zurück, „das glauben Sie ja nicht!"

„Oder" — begann er wieder.

„Der Onkel!“ rief Anna, verschwand wie der Blitz von seiner Seite und eilte mit auffälliger Freude dem Doktor entgegen, der eben den Heimweg antrat. Er duldete es gern, daß Anna ihren Arm in den seinen schob und so ehrbar mit ihm davon ging, als sei sie nie mit jemand Gefährlicherem, als einem alten Onkel spazieren gegangen.

Was blieb Rieding übrig, als nach einem vergeblichen Versuch, noch einen Gruß aufzufangen, grollend seine Schritte weiter zu lenken, freilich nicht ganz befriedigt, aber doch auch mit dem sichern Gefühl, daß zwischen ihm und Anna alles in Ordnung sei und es nur einer passenden Gelegenheit bedürfe, um eine völlige Aussprache herbeizuführen, der Anna bisher noch immer mit mädchenhafter Gewandtheit ausgewichen war.

Die Mittagsmahlzeit vereinigte die Familie wieder. Pauline, die Küchenfee, hatte die Suppe versalzen und dann, als Folge eines darüber erteilten Verweises, bei offener Küchenthür mit erhobener Stimme einen Monolog gehalten, in dem sie über die Kindergesellschaft räsonnierte und die Hoffnung aussprach, man werde nicht erwarten, daß sie sich um dieselbe

bekümmern würde — zu Kindern habe ſie ſich nicht vermietet.

Paul litt wieder an Appetitloſigkeit, warf den Löffel auf die Erde und wollte nichts zu ſich nehmen, da er den ganzen Morgen aus allen mitgebrachten Zuckertüten gegeſſen hatte und ſomit für eine rationelle Ernährung unzugänglich geworden war.

Man aß in etwas raſcherem Tempo, da die kleinen Gäſte ſchon um drei Uhr eingeladen waren. Die Mutter paktierte ohne Aufhören mit Fritz, der nicht „herein“ kommen wollte, da ihm die Geladenen zu klein waren. Er ſimulierte ſogar körperliche Leiden, um von ſeinen Verpflichtungen als Repräſentant des Hauſes befreit zu werden, da er aber bei genaueſter Nachforſchung als einziges Symptom nur anzugeben vermochte, ihm ſei „komiſch“, ſo wurde die ärztliche Behandlung des Falles in der Form des Vorſchlages eingeleitet: „Du willſt wohl Umſchläge von ungebrannter Aſche?“ Dieſe ſinnig zarte Umſchreibung des Stockes war ein alter Familienausdruck. Auch beſſerte ſich das Befinden des Leidenden zuſehends, als man anfing, zu bedauern, daß er unter dieſen Umſtänden wohl auf die Torte würde verzichten müſſen!

Das Endresultat der diplomatischen Verhandlungen bestand darin, daß Fritz die Erlaubnis bekam, sich einen Altersgenossen zu Hilfe zu bitten, nach dessen Umgang er schon lange schmachtete. Der Betreffende war ein Russe. Er hieß zwar Meywaldt, sollte aber nur gebrochen deutsch sprechen; was ja stets eine besondere Anziehungskraft ausübt. Er war Fritzens Ideal und der Abscheu der Eltern, da Fritz besonders raffinierte Ungezogenheiten stets mit der Bemerkung einleitete und entschuldigte: „Der Meywaldt macht's auch so!"

Erfreut trabte Fritz mit dem letzten Bissen ab, um Meywaldt zu holen, der aber vorher sein Ehrenwort verpfänden mußte, keinen Kleineren zu prügeln, und nur unter dieser Bedingung sich dem festlichen Kreise zugesellen durfte.

Rudolf hatte sich an der Unterhaltung bei Tisch gar nicht beteiligt, sondern nur Anna von Zeit zu Zeit düster drohende Blicke zugeworfen. Er verschmähte in herausfordernder Weise Trank und Speise und vermochte nur der Torte nicht zu widerstehen, da Süßigkeiten vorläufig noch eine unüberwindliche Versuchung für sein männliches Gemüt waren. Anna war von bestrickender Liebenswürdig-

keit gegen ihn, und der Doktor ſagte während der eilig abgehaltenen Mittagsruhe verwundert zu ſeiner Frau: „Man lernt doch die Mädchen nicht aus! Das große Ding, die Anna, macht ſich ſo niedlich um Rudolf, als wenn er ein erwachſener Menſch wäre! Wie lange wird ſie übrigens noch hier bleiben?“ ſetzte er verdrießlich hinzu, „es iſt ja wirklich eine alberne Wirtſchaft mit dem Jungen!“

Die Mutter zuckte die Achſeln — ſie hatte ihre eigenen Gedanken bei dem ſonderbaren Betragen der beiden und ſchoß nicht gar zu weit vom Ziel, wenn ſie dachte: „Anna hat etwas vor und Rudolf weiß darum!“

Inzwiſchen klingelte es unaufhörlich. Der Duft von nicht ganz unverfälſchter Schokolade für wenig blaſierte, kindliche Gaumen erfüllte das Haus, und äußerſt glatt gekämmte, geputzte Kinder kamen, eines nach dem andern, ſtumm und ſehr verlegen an. Ein Gaſt wurde noch hereingetragen, er konnte zwar laufen, zog aber bisweilen noch die Beförderung auf dem Arme ſeiner Wärterin vor, die nebſt mehreren anderen Zofen zum Schreck der Mutter mit da blieben, da ihre Schutzbefohlenen ſich ſonſt gefürchtet hätten. Die eine Begleiterin ſtellte ſich ſofort vor: „Ich bin das ‚Fräulein‘ von der kleinen Ella“,

um sich die gebührende Titulatur von vornherein zu sichern. Dieses Fräulein war entsetzlich affektiert und erzog mit gezierter Stimme ohne Aufhören an der kleinen Ella: „Nun, Ellachen, gieb ein hübsches Händchen — Ellachen, mach ein artiges Knixchen, Ellachen, halte Dich hübsch gerade," so daß die beklagenswerte Ella nicht zu Atem kam und wie eine Pagode nach allen Seiten hin knixte und nickte.

Paul empfing seine Gäste, ohne sich sehr durch Höflichkeit anzustrengen. Er warf zunächst einen sprechenden Blick auf ihre Hände, um sich zu vergewissern, daß ihm auch keiner den Geburtstagstribut vorenthalten habe, nahm diesen dann eilig entgegen und mußte zum Danken leider immer aufs neue ermahnt werden.

Der ganz kleine Gast, der Franz hieß und in dessen Köpfchen der Begriff, daß Geben seliger sei als Nehmen, noch durchaus unentwickelt war, brach bei der Zumutung, sein Geschenk abzuliefern, in geräuschvolle Thränen aus und man ließ ihm die Schachtel auch, um die peinliche Scene nicht zu verlängern. Er nahm sie dann mit an den schönen, weißgedeckten Tisch, wo er sich vorsichtshalber auf sie setzte, damit sie ihm sicher sei.

Die Gesellschaft war endlich vollzählig, der Serviettenvorrat der Familie war herbeigeholt und zur Schonung der Toilette den Gästen vorgebunden, und diese konnten nun glückselig darauflos schmausen.

Es fehlte übrigens nicht an bedauernswerten Zwischenfällen. Ein derber Karl, dessen Begriff von geselligen Freuden bisher nur darin zu bestehen schien, daß er seine Nachbarn puffte und an den Haaren zog, war neben einen empfindsamen Julius placiert worden, der keinen Spaß verstand und in lautes Wimmern ausbrach. Die beiderseitigen Mütter, die „auf ein Stündchen" mitgekommen waren, um sich die kleine Gesellschaft anzusehen, mußten gezwungen Partei gegen ihre Söhne nehmen, wobei Karls Mama den weinenden Julius innerlich für weibisch, die glückliche Besitzerin von Julius aber wieder Karl für roh erklärte und jede sich freute, den andern nicht zum Kinde zu haben. — Eine Unterbrechung der Tafelfreuden fand auch insofern statt, als es sich herausstellte, daß dem Senior der Gesellschaft ein Mausezahn wackelte. Dieser mußte nun aus Besorgnis, er könne mit dem Zwieback verschluckt werden, unter Thränen operiert werden, ein Vorgang, der brennendes Interesse bei den

anderen Kindern erregte und mindestens so gut war wie eine Theatervorstellung.

Nach aufgehobener Tafel machte man sich ans Spielen. Die meisten geselligen Unternehmungen scheiterten leider daran, daß die Gäste noch zu klein waren, um die Pointe der Sache zu verstehen, und als man eine etwas lärmende „Reise nach Jerusalem" entrierte, schickte der Mieter aus dem ersten Stock herauf und ließ flehentlich um Ruhe bitten, da schon zwei Prismen von seinem Kronleuchter abgefallen wären.

Die Beschäftigung mit Pauls neuen Sachen ging auch nicht recht, denn Paul wollte in unbegrenztem Eigentumssinn nichts borgen und spielte immer gerade mit dem, was sich ein Gast erkoren hatte. Der kleine Franz setzte seine Wirte dadurch in tötliche Verlegenheit, daß er händeklatschend und flehend alles geschenkt haben wollte. Als ihm dies verwehrt wurde, packte er sich hinterrücks das Hängeschürzchen voll und machte sich bereit, damit abzuziehen. Bei diesem ungesetzmäßigen Vorgehen wurde er attrapiert und ihm der Raub wieder abgenommen, worauf er in ein so entsetzliches Geschrei ausbrach, daß er „weg blieb" und man allerseits

Gott dankte, daß er überhaupt wieder zu sich kam.

Die kleine Versammlung bildete nun Gruppen nach Neigung und Instinkt, wobei sich nur der Übelstand herausstellte, daß der empfindsame Julius an einer Art Verfolgungswahn laborierte und ohne Aufhören zu seiner Mutter kam, um ihr mit Thränen zu klagen: „Die lassen mich nicht mit spielen, der hat gesagt, er borge mir die Peitsche nicht!“ worauf er dann immer wieder getröstet und per Zwangspaß der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben wurde. Das fatalste Mitglied des Kreises war eine unsäglich tugendhafte, beständig klatschende Else, die von Paul auf Grund der einfachen Angabe: „sie hat Locken“, zur Kindergesellschaft befohlen war, und die in edler Selbstgerechtigkeit beständig Reden über sich im Vergleich mit den andern hielt. „Paul nimmt, ohne zu fragen, nicht wahr, das ist doch unartig? Ich frage immer, wenn ich etwas nehme! Ach, Paul weint noch — solch ein großer Junge — ich bin viel kleiner und weine nie!“

In diesem Stil ging es fort, bis Pauls Mutter einen wahren Haß auf die gelockte Else warf und ihres Sohnes Ungezogenheit viel erfreulicher fand,

als dieſe Sorte Artigkeit nach phariſäiſchem Zuſchnitt.

Die Doktorin, der Anna getreu zur Seite ſtand, fühlte ſich nach der erſten halben Stunde ſchon ſo angegriffen, daß ſie unabläſſig die Uhr befragte, dieſe aber verfolgte mit entſetzlicher Langſamkeit ihren unerbittlichen Lauf und zeigte erſt ein Viertel nach vier, als man gern halb ſechs von ihrem Antlitz geleſen hätte. Die Stunde einer verhältnismäßigen Erlöſung brach endlich inſofern an, als man von fünf Uhr ab die Erlaubnis hatte, den regierungsrätlichen Garten mit Vorſicht zu benutzen, und die mitgekommenen Mütter ſich nun empfahlen. Teils auf eigenen Füßen, ſich nicht führen laſſend, teils auf portativem Wege gelangte der geſellige Kreis die Treppen hinab, und unter Gottes freiem Himmel wurde es auch Fritz und Meywaldt geſtattet, ſich an der allgemeinen Heiterkeit zu beteiligen und mitzuſpielen. Rudolf ſah von dem oberen Fenſter aus düſter zu, wie Anna ſich mit den Kindern herumjagte, und behielt ſich innerlich vor, beim Auftreten der als Glanzpunkt des Tages verheißenen kalten Speiſe zu erſcheinen, trotz Kabale und Liebe, da er gar nicht einſah, warum Fritz davon allein profitieren ſollte!

Die beiden Quartaner setzten denn sofort einige Spiele in Scene, bei denen sie mit großer Herrschsucht die Hauptrollen an sich rissen. Nichtsdestoweniger fühlten sich die übrigen Teilnehmer durch ihre Anwesenheit sehr geehrt und beugten sich blind dem Joche der beiden Matadore.

Die Mutter, welche bereits todmüde war, ließ sich in einer etwas verborgenen Laube nieder und holte das Stückchen Nachmittagsschlaf nach, welches ihr heute abgeknapst worden war. Die Kinder waren artig und beschäftigt, denn die Bonnen begannen eben mit ihnen ein sehr affektiertes Spiel mit Rundgesang, von dem sich Fritz und Meywaldt natürlich ausschlossen und Arm in Arm den Garten durchschlichen, um auf Unthaten zu sinnen.

Da alles so versorgt und gemütlich war, konnte es niemand Anna verdenken, wenn sie sich auch nach Ruhe sehnte. Daß sie an diesem heißen Julinachmittag lieber im Garten blieb, als auf ihrem Zimmer, war auch natürlich, und daß ihr Weg sie schließlich an die Mauer führte, welche die Nachbargrundstücke trennte, wird jedem einleuchten, der dieser Geschichte mit gebührender Aufmerksamkeit gefolgt ist.

Die trennende Wand war noch bequemer für ein Liebespaar, als die berühmte des Sommernachtstraums; man konnte sich prächtig darüber hinweg unterhalten!

Walter Rieding, der schon den ganzen Nachmittag mit der Ausdauer einer reifenden Frucht in der Sonnenhitze geschmort hatte, ersah den Moment, seine Angebetete zu sprechen, mit großer Gewandtheit und saß rittlings auf der Gartenmauer, als Anna sich näherte, was diese natürlich grenzenlos überraschte.

Wir wissen nun auch dieses Paar versorgt und ziehen uns zurück, teils aus Diskretion, teils aber auch, weil wir den großen Augenblick nicht vergessen wollen, in dem die kalte Speise sich, wie ein goldener Kern blank und eben aus der Hülse gelöst, vor den Blicken der Kinder präsentierte und nach möglichst gerechten Prinzipien verteilt wurde. Die Mutter hatte mit nationalökonomischer Vorsicht erst eine Speise preisgegeben und eine zweite in Reserve behalten, da der Grundsatz: „je mehr da ist, umsomehr wird gegessen" auf Kindergesellschaften betrübende Anwendung findet. So konnte es geschehen, daß Fritz und Meywaldt, die sich nicht

„dazu gehalten“ hatten, als sie jetzt mit beredten Blicken antraten, abschläglich beschieden wurden. „Ja, jetzt ist's zu spät!“ hieß es, da es der Mutter natürlich gar nicht einfiel, wegen dieser beiden Würdigen das Ebenmaß der zweiten Form zu zerstören.

Meywaldt, dem, wie bereits erwähnt, eine bedeutende Anlage zum Gaunertum innewohnte, ließ nach diesem betrübenden Bescheid seine Blicke umhergleiten und entdeckte in einer verborgenen Ecke die Reserveschüssel, was er seinem Busenfreunde sofort mitteilte. Alsogleich reifte der Plan in der Seele der beiden Verbündeten, sich durch List oder Gewalt dieser verborgenen Herrlichkeit zu bemächtigen, und sie zogen wie zwei Verschwörer wieder ab, unzertrennlich nach dem Grundsatz, daß nichts fester aneinander knüpft, als ein gemeinsam begangenes oder geplantes Verbrechen.

Der Zufall erwies sich den Freunden günstig, denn als sie flüsternd und sich verabredend durch die Büsche schlichen, gewahrten sie das lehrreiche Schauspiel eines soeben verlobten Brautpaars. Walter Rieding übersprang, ohne die beiden Unholde zu gewahren, die Mauer, und Fritz und Meywald

assistierten mit brennendstem Interresse und nur durch gegenseitige Knüffe und Püffe ihre Freude ausdrückend, der ersten Umarmung des ahnungslosen Paares. Sofort reifte in beider Seelen der Plan, wie diese Situation praktisch zu verwerten sei. So lautlos, wie sie gekommen waren, schlichen sie wieder fort. Anna und Rieding waren begreiflicherweise zu sehr in ihre Unterhaltung vertieft, als daß sie in diesem entlegenen Teil des Gartens an Lauscher gedacht hätten, und nichts störte die Ausführung des ruchlosen Vorhabens.

Der strategische Grundgedanke des Unternehmens der beiden Helden bestand darin, zunächst die Laube zu isolieren, um die herum die Kinder sich jagten, und in der die Mutter, symbolisch betrachtet, als Drache den Schatz hütete, der erobert werden sollte.

Auf dem Schleichwege nach dem Orte der That bot sich den Blicken der Jungen ein Kaninchenstall dar, der sofort ihre Aufmerksamkeit fesselte. Nach kurzer Überlegung, ob sie nicht selbst mit den Insaßen spielen sollten, wurde dieser Plan zum Heil der Kaninchen aufgegeben, dagegen das Thürchen des Holzstalles aufgesperrt und die sanften, glotz-

äugigen Bewohner der Freiheit zurückgegeben. Nun rannten die Jungen zu der Kinderschar und brachten mit dem Rufe: „Die Kaninchen sind draußen!“ eine Wirkung hervor, welche ihre eigenen Erwartungen übertraf. Schreiend, jauchzend, unter Stoßen und Drängen stürzte die kleine Bande davon und improvisierte eine rücksichtslose, tobende Jagd über die Teppichbeete des Regierungsrats, welche dieser doch zur besonderen Heilighaltung anempfohlen hatte.

Die Mutter, welche sich gerade hinterdrein begeben wollte, um dem Sport ein Ziel zu setzen, wurde von Fritz und Meywaldt durch Gesichterschneiden, Plinken und Winken zurückgehalten.

„Wir wollen Dir mal was zeigen!“ flüsterte Fritz bedeutsam.

„Was habt Ihr denn?“ fragte die Mutter mißtrauisch.

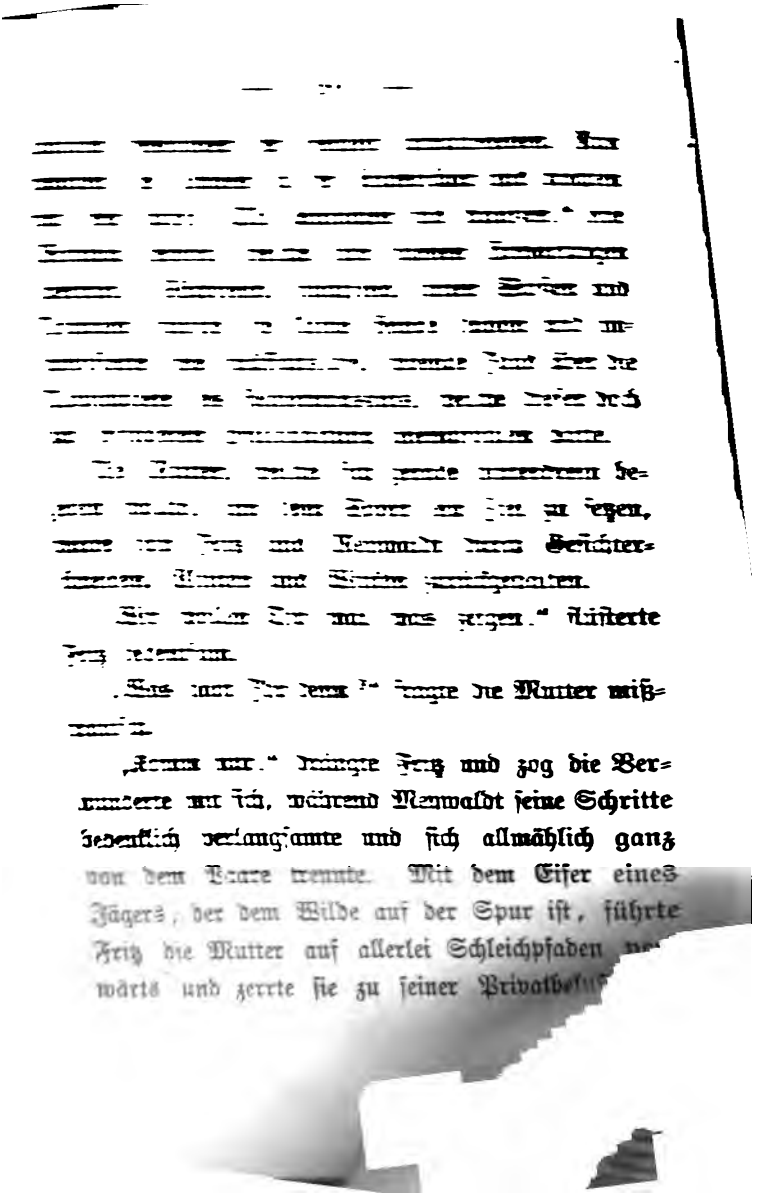
„Komm nur!“ drängte Fritz und zog die Verwunderte mit sich, während Meywaldt seine Schritte bedenklich verlangsamte und sich allmählich ganz von dem Paare trennte. Mit dem Eifer eines Jägers, der dem Wilde auf der Spur ist, führte Fritz die Mutter auf allerlei Schleichpfaden vorwärts und zerrte sie zu seiner Privatbelustigung

sogar durch eine Hecke, bis sie sich an der Mauer befanden.

„Sieh mal!“ stieß er dann triumphierend hervor und wies mit seinem selbst an Ferientagen nicht ganz tintefreien Zeigefinger nach dem Brautpaar.

Die Hausfrau kam eben dazu, als ein junger Mann, den sie mit einiger Kombinationsgabe sofort als den besprochenen Rieding erkannte, ihrer Nichte einen Kuß gab, und niemand, der die Sachlage übersah, konnte ihr das laute und empörte „aber Anna!“ verdenken, mit dem sie wie eine zornige Bombe in den weihevollen Moment hereinplatzte. Sie setzte eben an, um ihren Gefühlen Worte zu geben, als Anna ihr mit einem hastigen „Tante, er hat das Examen bestanden — er ist Assessor!“ — jeden Einwand abschnitt und nun erst den Bräutigam in aller Form vorstellte.

Er wurde von der Hausfrau noch etwas steif begrüßt, da sie einen entschiedenen Abscheu gegen Verlobungen unter freiem Himmel hegte, bei der die Nachbarschaft aus allen Fenstern zusehen konnte, und da es ihr außerdem sehr fatal war, daß Fritz den großen Moment mit angesehen hatte, der auf



sogar durch eine Hecke, bis sie sich an der Mauer befanden.

„Sieh mal!“ stieß er dann triumphierend hervor und wies mit seinem selbst an Ferientagen nicht ganz tintefreien Zeigefinger nach dem Brautpaar.

Die Hausfrau kam eben dazu, als ein junger Mann, den sie mit einiger Kombinationsgabe sofort als den besprochenen Rieding erkannte, ihrer Nichte einen Kuß gab, und niemand, der die Sachlage übersah, konnte ihr das laute und empörte „aber Anna!“ verdenken, mit dem sie wie eine zornige Bombe in den weihevollen Moment hereinplatzte. Sie setzte eben an, um ihren Gefühlen Worte zu geben, als Anna ihr mit einem hastigen „Tante, er hat das Examen bestanden — er ist Assessor!“ — jeden Einwand abschnitt und nun erst den Bräutigam in aller Form vorstellte.

Er wurde von der Hausfrau noch etwas steif begr[illegible] sie einen entschiedenen Abscheu gegen Ve[illegible] ter freiem Himmel hegte, bei der die[illegible] aus allen Fenstern zusehen konnte, [illegible] ußer[illegible] fatal war, daß Fritz [illegible] en[illegible] hen hatte, der auf

seine Jahre doch in keiner Weise berechnet war. Sie machte nun aber gute Miene zum bösen Spiel und lud den jungen Mann ein, mit heraufzukommen und den Abend in der Familie zu verleben, während man an Annas Eltern telegraphieren und sich so jede Verantwortlichkeit von der Seele wälzen wollte.

Inzwischen war Fritz in vollem Jagen nach der Laube zurückgekehrt, wo er zu seiner großen Entrüstung Meywaldt schon vorfand, der inzwischen die Speise aus ihrem Versteck geholt und angefangen hatte zu essen, wodurch er sich eines ganz ungerechtfertigten Vorsprungs vor seinem Freunde erfreute. Fritz wollte nun um so eifriger sein Teil nachholen und beide löffelten nun eiligst drauf los, indem sie sich aus Furcht vor Entdeckung nur mit halb unterdrückter Stimme zankten und die Löffel, ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung, auch gelegentlich zum Angriff und zur Verteidigung benutzten.

Das Sprichwort „unrecht Gut gedeiht nicht" sollte aber auch hier wieder einmal eine glänzende Bestätigung finden. Rudolf betrat den Garten, ohne zu ahnen, daß der Gegenstand seiner Neigung sich in demselben Augenblick als neuverlobte Braut sehr vergnügt auf dem Wege zu seines Vaters

Studierzimmer befand, um daſelbſt einen vorläufigen onkelhaften Segen in Empfang zu nehmen. Der Primaner lenkte ſeine Schritte nach der Laube, wo er die Mutter zu finden erwartete. Statt deſſen bot ſich ihm dort der unerwartete Anblick ſeines Bruders, der mit Meywaldt noch ganz in die nutzbringende Beſchäftigung mit dem Flammeri vertieft war. Rudolf, dem ſeine unglückliche Liebe, vereint mit Hunger, eine Empfindung innerlicher Leere verurſacht hatte, fühlte ſich bei dieſem Schauſpiel von gerechtem Zorn übermannt. Er gab dieſem auch in thatkräftiger Weiſe Ausdruck, indem er ſich den Hochgenuß gewährte, die beiden Buſenfreunde durchzubläuen, die ſich ihrerſeits durch gemeine Kniffe, wie ſie jedem Quartaner zu Gebote ſtehen, auf der Höhe der Situation zu erhalten ſuchten, ja ſelbſt den ſonſt als weibiſch verachteten Kunſtgriff des Kratzens nicht verſchmähten. Die Kindergeſellſchaft eilte, durch den Lärm angelockt, herbei und betrachtete mit einem aus Grauſen und Wonne gemiſchten Gefühl den Kampf, der nur auf Paul keinen Eindruck machte, da er ſchon öfter das Vergnügen gehabt hatte, dergleichen mit anzuſehen.

Während ſolchergeſtalt im Garten die entfeſſelten

Leidenſchaften tobten, hatte der Doktor oben auch einen Kampf zu beſtehen, und zwar mit ſeinem eigenen Ich, welches bekanntlich nicht immer der am leichteſten zu beſiegende Feind iſt.

Der Hausherr war müde und abgeſpannt aus der Praxis gekommen und hatte ſich in ſein Studierzimmer begeben. Dort beglückwünſchte er ſich im ſtillen, daß er von der Kindergeſellſchaft ſo wenig merke, und rechnete nach der Uhr erfreut aus, daß der Greuel ja nun vorausſichtlich bald ein Ende haben müſſe.

Er legte ſich im bequemen Hausrock aufs Sofa und bereitete ſich mit jenem ſichern Gefühl auf ein Stündchen ungeſtörter Ruhe vor, das uns alle immer ſtutzig machen ſollte, da erfahrungsmäßig es gerade ſolche Augenblicke ſind, die einer Flut von Beſuchern, Meldungen und Störungen Thor und Thür öffnen. Der Doktor ſollte das jetzt wieder an ſich erfahren.

Eben fühlte er bei dem Leitartikel über das europäiſche Gleichgewicht ſanft und ſelig ſeine Augenlider ſchwer werden, als ſich Tritte ſeiner Thür nahten und ſtatt, wie er hoffte, vorüberzugehen, deutlicher wurden. Die Pforte öffnete ſich

und seine Frau erschien, gefolgt von Anna und einem fremden jungen Mann, dessen Erscheinen ihn die Invektiven, die der Doktor eben zur Begrüßung der Damen entgegenschleudern wollte, bis zu gelegenerer Zeit verschieben ließ, da dergleichen sich doch en famille immer besser macht.

„Herr Assessor Rieding!“ stellte die Doktorin vor.

Mit einem nicht sehr gut geheuchelten „ich freue mich sehr“, erhob sich der ärgerliche Hausherr und hatte zu seinem Entsetzen noch eine thränenreiche Umarmung seiner Nichte zu überstehen, die ihm ihre Verlobung mitteilte und ihn in überströmender Rührung bat, ihrem Bräutigam liebevoll entgegenzukommen. Der Doktor entsprach dieser Aufforderung vorläufig durch ein unartikuliertes Brummen und sah seine Aussichten auf ein Schlummerstündchen angesichts dieser Emotionen in unabsehbare Ferne gerückt.

Seine Frau steigerte die Qual des Gestörten noch, indem sie zur Abfassung der Depesche einen Bogen Papier nebst Feder dem Schreibtisch des Gatten entnahm, der darin, wie alle Männer, einen Eingriff in seine heiligsten Rechte erblickte und, während er mit dem gerührten Brautpaar kon-

ferierte, angstvolle Seitenblicke nach seinem Eigentum warf.

Als nach und nach die hochgehenden Wogen der Gefühle sich legten, hörte man unheilverkündenden Lärm auf der Treppe. Die Kindergesellschaft, die angesichts des weltbewegenden, neuesten Ereignisses fast ganz vergessen worden war, wälzte sich wie ein verheerendes Element näher und stellte neue Unruhe in Aussicht.

In der gehobenen Stimmung des Festtages wurde das Heiligtum des Vaters nicht respektiert und Paul öffnete geräuschvoll die Thür, um mit unzweifelhafter Übersättigung hereinzurufen: „Die werden noch nicht abgeholt!“ Auf Paul wirkte das Ungewohnte entschieden nicht vorteilhaft, er litt sichtlich unter dem Übermaß der Freuden, die sich heute in materieller und ideeller Gestalt auf ihn gehäuft hatten, und gab durch ein herzliches und öffentliches Gähnen seine vollständige Übereinstimmung mit Falstaffs Worten kund: „Ich wollt', es wäre Schlafenszeit und alles wär' vorbei!“

Hinter ihrem mißvergnügten Wirt erschien die Schar der Geladenen. Ein Gast deutete durch eine bandagierte Stirn auf düstere Erlebnisse, deren

Ursprung von Paul durch ein entschiedenes und unprovociertes „ich war's nicht!“ in kriminalistisches Dunkel gehüllt wurde.

Der Doktor sah mit feindseligen Blicken auf die Kindergesellschaft, die statt sich mit Hüten und Mäntelchen in dem erwünschten Stadium des Abschiednehmens zu befinden, ganz den Eindruck machte, als wollte sie sich hier oben noch einmal häuslich niederlassen.

Diese fatale Aussicht gewann dadurch reellen Boden, daß die Hausfrau errötend eingestand, sie habe das Ende des Festes in ihr jetzt selbst unbegreiflicher Verblendung auf neun Uhr festgesetzt — über eine Stunde nach der Zeit, wo Paul sonst durch Zubettgehen die Familie zu zeitweisem Aufatmen zu veranlassen pflegte.

Dem Doktor wurde bei diesem Gedanken schwarz vor den Augen! Es lag ja auch wirklich viel auf seinen Schultern!

Erstens mußte er zwei Liebende an seinem Tisch ertragen, die bekanntlich zwar ein Anblick für Götter, aber doch für Menschen sehr langweilig sind — und dann sollte er noch bis neun Uhr den ohrenzerreißenden Spektakel einer Kindergesellschaft erleiden — es

war, um die Fassung zu verlieren! Die kleinen Gäste mußten auf jeden Fall entfernt werden, und da in der Liebe wie im Kriege alle Mittel gelten, so führte unser Geburtstagsvater den ersten Gedanken aus, der ihm durch den Kopf schoß, ohne zu überlegen, wie weit derselbe loyal und dem Völkerrecht entsprechend sei.

Er hob Paul mit einer Zärtlichkeit, die sonst bei Vätern für unmännlich gilt, auf seine Kniee und flüsterte ihm ins Ohr: „Nicht wahr, Du möchtest gerne schlafen gehen, mein Junge?“ worauf Paul laut und unhöflich schrie: „Ja, die sollen weggehen, die sollen jetzt nach Hause gehen!“

Der Vater gebot ihm Schweigen und wandte sich dann an seine Frau: „Elisabeth, der Junge ist nicht ganz wohl, Du hattest schon recht heute früh — ich habe ihn mir eben angesehen — der kriegt die Masern!“

Diese mit erhobener Stimme gesprochenen Worte übten auf die Kinder und besonders auf die Bonnen die Wirkung aus, die ein Weih, der unter die Hühnerschar fährt, zu veranlassen pflegt. Mit und ohne Entschuldigungen, aber stets in blinder Hast verabschiedete sich Pauls Kindergesellschaft, und

während die angstvolle Mutter ihren Jungen nach Masern durchsuchte, retirierte die ganze Bande und nahm sich kaum Zeit, ihre Hüte und Mützen zu sammeln.

Nur zwei tollkühne Kinderfrauen wahrten das Dekorum, indem sie trotz Masergefahr und Ansteckungsfurcht ihre Zöglinge veranlaßten, einzeln jedem Anwesenden die Händchen zu geben, und sie ermahnten, zu bitten, daß Paulchen, wenn er wieder gesund sei, auch einmal zu ihnen kommen möge — eine vage Einladung, die aber Paul nach seiner bestimmten Zusage an beide Parteien: „Ich komme morgen!“ unbedingt für bare Münze zu nehmen schien.

Als der letzte Gast sich entfernt hatte und man sich in der wohlthuenden Ruhe und Stille erst bewußt wurde, wie groß der Lärm des Tages gewesen sei, ergriff die Mutter ihren Paul, um ihn nun auch sofort zu Bett zu bringen und dem üblichen Verziehen noch eine Extradosis a conto der Masern hinzuzufügen. Ihr Mann aber hielt sie zurück — er sah sehr vergnügt aus.

„Wie kann sich eine alte Doktorsfrau so ins Bockshorn jagen lassen!“ sagte er behaglich, „hast

Du schon einmal ein Maserkind gesehen, das so munter aussieht?"

Die Mutter sah ihn erstarrt an, während das Brautpaar in ein herzliches Gelächter ausbrach.

„Nein, nimm mir's nicht übel!" rief sie dann empört, „das ist doch zu arg!"

„Sei Du ganz still!" erwiderte der Doktor ruhig, „und bedanke Dich bei mir! Ohne meinen klugen Einfall säße die furchtbare Bande samt den sechs Fräuleins und Kindermuhmen noch zwei Stunden hier und Du hättest morgen die schönste Migräne! Statt dessen trinken wir jetzt gemütlich Thee und Paul darf zur Geburtstagsfeier aufbleiben und mit am Tisch essen!"

Dieser letzte Schachzug war wieder eine sehr kluge Konzession des Doktors an das Mutterherz, und da seine Frau im stillen sehr froh war, ihre Kindergesellschaft los geworden zu sein, so ließ sie Gnade für Recht ergehen und hieß das Abendbrot auftragen.

Die Tafelfreuden wurden noch durch eine kleine Treibjagd auf die Söhne des Hauses verzögert, die sich endlich, inklusive Meywaldts, atemlos, zerrauft und sich noch auf der geweihten Schwelle des väterlichen Zimmers puffend, einfanden.

Als Rudolf nach dem Grunde dieſes wenig ſalonfähigen Auftretens befragt wurde, erklärte er mit giftigen Blicken auf ſeine Genoſſen: „Die haben die zweite kalte Speiſe allein aufgegeſſen!“ was der Mutter einen Stich ins Herz gab, da ſie dieſe pièce de résistance dem unerwarteten Beſuch vorzuwerfen beſchloſſen hatte. Fritz wurde übrigens mit einem „na freu' Dich auf morgen!“ auf Bitten des Brautpaars vorläufig amneſtiert, Meywaldt aber als böſes Prinzip mit einem etwas unzeremoniöſen: „Du kannſt jetzt nach Hauſe gehen!“ von den Genüſſen des gedeckten Theetiſches ausgeſchloſſen.

Rudolfs Empfindungen, als ihn der „neue Vetter“ mit ahnungsloſer Freundlichkeit begrüßte, vermag keine Feder zu ſchildern! Im tiefſten Grunde ſeiner Seele entglomm ein akuter, aber deſto raſenderer Haß gegen das weibliche Geſchlecht, der ihn veranlaßte, mehrere Monate hindurch nur mit wahrhaft erſchütterndem Ausdruck per „die Weiber“ von allen Damen zu ſprechen und greuliche Erfahrungen über die Treuloſigkeit der Mädchen anzudeuten, wodurch er in der Meinung ſeiner Klaſſe ſehr ſtieg. Die Eltern hegten übrigens die ſtille Hoffnung, daß dieſer Haß bis nach dem Abiturientenexamen vor-

halten würde, da, wie der Vater meinte, dann noch reichlich Zeit zu solchen Dummheiten vorhanden wäre!

Im Augenblick mußte er seine Gefühle freilich beherrschen, denn der Vater schlug eben an das Glas und ließ kurz und bündig das Brautpaar leben — ein Toast, dem zu Ehren Rudolf sein Glas mit einer Miene leerte, wie Sokrates den Giftbecher — ein Toast, der Paul beleidigte, da er hochleben wollte und erst mit Gewalt zum Mitanstoßen gebracht werden konnte — ein Toast, den Fritz durch nervenerschütterndes Hochgeschrei feierte, und endlich ein Toast, der die sehr abgespannte Mutter zu der bescheidenen Bitte veranlaßte: „Kinder, wenn sich wieder einmal jemand verlobt, dann sucht Euch aber einen andern Tag aus, als Pauls Geburtstag — es war doch etwas viel des Guten heute!“

OCT 10 1926